



# Jakob Künzler

## Berichte aus Urfa

Teil 1:  
aus den Jahren 1900 – 1906

Aus der Zeitschrift „Der Christliche Orient“ (nachfolgend CO)  
herausgegeben von der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde  
Hundwil, 2015

Erstpublikation:

Die Missionsklinik, CO Jg. 2, S. 8-12  
Frau Emma Eckert, CO Jg. 3, S. 1-3  
Ein Nomadenfürst CO Jg. 3, S. 65-75  
Unsre Klinik in Urfa, CO Jg. 4, S. 129-132  
Eine armenische Familie CO Jg. 4, S. 187-189  
Haran, CO Jg. 5, S. 81-85  
Klinik in Urfa, CO Jg. 6, S. 9-57  
Der Kurdenarzt, CO Jg. 6, S. 174-176 u. 189-191  
Dunkle Stunden, CO Jg. 7, S. 17-22

Bilder:

S. 6: Familienarchiv E. La Roche / S. 15, CO Jg. 3, S. 67 / S. 28 CO Jg. 4, S. 188 /  
S. 32: CO Jg. 5, S. 84 / S. 34: Familienarchiv E. La Roche / S. 41: CO Jg. 6, S. 51 /  
S. 43: CO Jg. 6, S. 55 / S. 54: CO Jg. 7, S. 107 / S. 58: CO Jg. 1, S. 152

Karte (S. 63) gezeichnet von Andreas Giger, Hundwil

Titelblatt: Jakob Künzler zu Pferd, Familienarchiv A. & T. Betts

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort	3
Die Missionsklinik in Urfa	6
Frau Emma Eckart †	11
Ein Nomadenfürst Mesopotamiens	15
Ferienbericht aus Stein	22
Eine armenische Familie	27
Haran	30
Und fiel unter die Mörder	36
Klinik in Urfa	40
Der Kurdenarzt	49
Dunkle Stunden	56

Karte

Rückseite



## Vorwort

Jakob Künzler (1871-1949) wurde im Herbst 1899 von der „Orientmission“ ins anatolische Urfa ausgesandt. Der gelernte Zimmermann aus dem Appenzellerland hatte sich in Basel zum Krankenpfleger ausbilden lassen und sollte in der eben erst errichteten Klinik als Diakon wirken. Die armenische Bevölkerung war gezeichnet von den Massakern des Jahres 1895. Den Ärmsten unter ihnen sollte medizinische Hilfe zu Teil werden. Und darüber hinaus sollte ganz allgemein eine liebevolle Zuwendung zu den Menschen aller Bevölkerungsgruppen das versöhnende Licht der christlichen Liebe verbreiten.

Künzler war es wie kaum jemand anderem gegeben, die guten Absichten in eine alltägliche Wirklichkeit umzusetzen. Zügig lernt er in den ersten Jahren die Sprachen des Landes so weit, dass er sich mit Armeniern, Türken, Kurden, Arabern, Griechen und den überall tätigen Amerikanern verständigen konnte. Mit seiner offenen und direkten, stets aber respektvoll höflichen Art und seinem fröhlichen Wesen gewinnt er bald in allen Kreisen Vertrauen und Freunde. Vielseitige Interessen schärfen seine Wahrnehmung der medizinischen, geographischen, geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen, meteorologischen und religiösen Realitäten. Mit leidenschaftlichem Engagement, ohne sich von seinen Überzeugungen zu kurzschlüssigen Vorurteilen verleiten zu lassen, registriert er, von welchen Eigenarten die unterschiedlichen Volksgruppen geprägt sind. Anschaulich erzählt er dramatische Ereignisse, skizziert mit träfen Worten altüberkommene Gewohnheiten und zeichnet die menschlichen Charaktere, so widerspruchsvoll wie sie sind. Er signalisiert Verständnis für die eingespielte Verhaltensweisen, konstatiert, wie wenig sich daran ändern lässt, und verfolgt doch mit beharrlicher Leidenschaft, was ihm richtig und recht zu sein scheint. Ständig bereit, seine Vorstellungen durch neue Erkenntnisse zu korrigieren, bleibt er verwurzelt in dem, was ihm eine unerschütterliche Gewissheit ist: In allem, was den Menschen widerfährt, ist der Gott der Bibel am Werk. Denen, die ihm vertrauen, lässt er alles zum Guten dienen.

Von seiner Mutter, seinem Konfirmationspfarrer und in der pietistischen Bruderschaft der Basler Diakone hatte Jakob Künzler ein breites Bibelwissen und vor allem ein starkes Zutrauen zu der erhellenden, tröstenden und zukunftsweisenden Kraft der biblischen Worte mitbekommen. Er trägt das nicht auf der Zunge. Zwar fliessen ihm je und je ausdrückliche Zitate aus der Bibel in die Feder. Doch das sind nicht pflichtschuldige Übungen für ein frommes Publikum, sondern es dokumentiert, was für Künzler grundlegend ist. Er denkt, und vor allem: Er lebt mit der Bibel. Täglich liest er in ihr und sinnt „by doing“ über ihre Zusagen nach. Oft predigt er aus ihr.

So lebt er in dem, was Martin Luther als das „erste Prinzip“ einer evangelischen Frömmigkeit herausgestellt hat: Die Annahme, dass die heiligen Schriften klar sind, „heller als die Sonne“. Die Bibel ist kein Nachschlagewerk für Glaubenswahrheiten, kein Spiegel frommer Gefühle, und auch nicht Karte und Kompass für den Weg in die ewige Seligkeit. Sondern sie ist ein Buch, in dem man leben kann. Ihre Worte sind ein Licht, das erhellend in die kleinen und grossen Zusammenhänge dringt und dabei die Gewissheit schenkt, dass derjenige, der in ihr redet und ruft, treu und stark genug ist, so dass er hält, was er verspricht.

Gerade heute können wir wieder von Künzler lernen. Lange bevor „postmoderne“ Denker ihren „modernen“ Vorgängern den Vorwurf gemacht haben, dass sie mit abstrakten Allgemeinbegriffen dem Leben Gewalt antun, vereint er immer schon beides: Vorurteilsfrei dem Detail verpflichtete Beobachtungen und grundsätzliche Überlegungen, die offen bleiben für die Frage nach dem letzten Woher und Wohin.

Mit dieser Offenheit war Künzler fünfzehn Jahre lang in schwierigsten Arbeitsbedingungen fröhlich am Schaffen – und wurde dadurch innerlich vorbereitet, so dass er in dem Grauen des Völkermordes im Jahr 1915 ein nüchterner Zeuge und vielen ein illusionsloser und darum zuverlässiger Helfer werden konnte.

Jakob Künzler hat regelmässig in der kleinen Monatszeitschrift „Der Christliche Orient“ berichtet. Diese Texte sind auf dem zerfallenden Papier des Missionsheftleins in den Archiven versunken. Das Gedenk-

jahr 1915 hat in der Kirchgemeinde Hundwil, in der Künzler geboren und getauft worden ist, den Wunsch geweckt, diese Berichte einer breiteren Leserschaft zugänglich zu machen. Es wäre wünschenswert, dass diesen Berichten eine kompetent kommentierte wissenschaftliche Publikation zu Teil wird, wie ja überhaupt die Zusammenarbeit der Basler Ärzte Christ und Vischer mit dem appenzellischen Diakon in Urfa eine gründliche kirchen- und missionsgeschichtliche Aufarbeitung verdienen würde. Ob die hier nun vorliegende Publikation einen Anstoss dazu geben darf?

Ich danke der Kirchenvorsteherschaft Hundwil, die alle Vorarbeiten für das Gedenkjahr und insbesondere diese Veröffentlichung in jeder Hinsicht unterstützt hat. Leider wurde uns erst spät bewusst, wie gehaltvoll und wie inspirierend und wegweisend die Originaltexte Künzlers sind. Béatrice Christiane Röthlisberger, meine langjährige Sekretärin am Basler Münster, hat sie in der drängenden Zeit in gewohnt zuverlässiger Weise abgeschrieben und damit einer elektronischen Bearbeitung zugänglich gemacht. Und in den Bibliotheken der Universität Basel und der Mission 21 fanden sich hilfsbereite Menschen, die ihren Teil dazu beitrugen, dass diese Hefte nun den Lesern in die Hand gelegt werden können. Susanne Künzler hat mir Einblicke in die Familiengeschichte gewährt und Kontakte vermittelt. Die Familie Annie und Tony Betts und Emanuel La Roche haben aus ihren Familienarchiven Bilder für das Gedenkjahr zur Verfügung gestellt. Andreas Giger hat die Karte vom Ort des Geschehens gezeichnet. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Hundwil, in der Woche vor der Passionszeit 2015  
Paul Bernhard Rothen, Pfarrer in Hundwil, Dr. theol.

## Die Missionsklinik in Urfa

Januarheft 1901

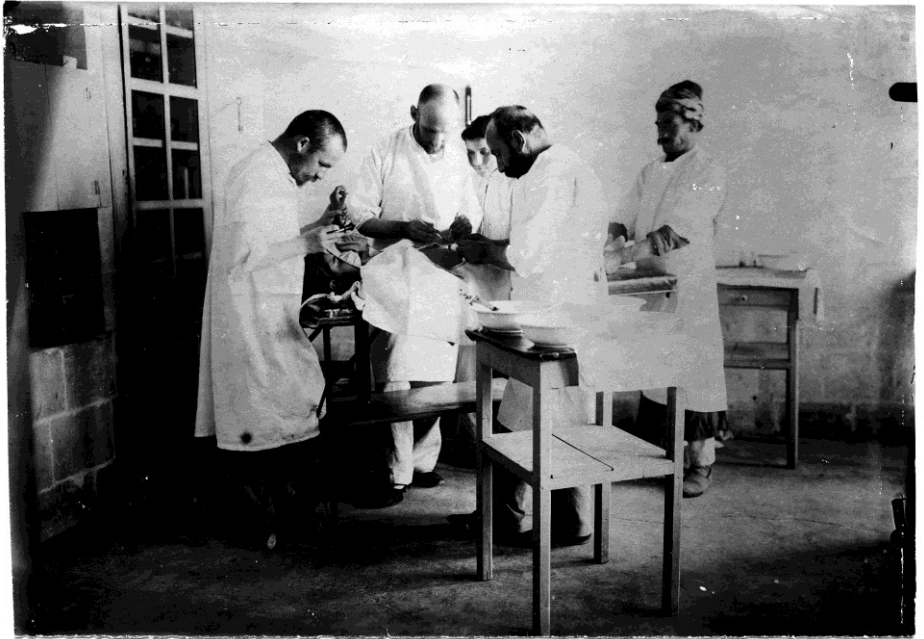
Es ist ein freundlich eingerichtetes Haus, die Missionsklinik in Urfa. Die Urfa-Bewohner kennen es unter dem Namen *Chastachane*, *chasta* = krank, *chan* = Haus. Am 5. Juni dieses Jahres konnte es bezogen werden. Leider ist es nicht gekauft, sondern nur für 3 Jahre gemietet. Seine Lage ist gar nicht übel. Inmitten der Stadt, liegt es auf der Grenze des Armenier- und Türkenviertels. An dessen Eingangstor kündigt zwar weder Schild noch Inschrift an, dass hier ein Krankenhaus sei. Auch der erste Hof, in den man, durch den Eingang tretend, kommt, lässt uns noch keine Klinik vermuten. Der Boden ist uneben, nicht mit Steinen gepflastert. An den den Hof umschliessenden Mauern sind Ringe angebracht zum Anbinden der Pferde und Esel, auf denen die Schwerkranken gebracht werden.

Von diesem Hof tritt man durch einen Flur in den inneren Hofraum, von den Türken das Harem genannt. Hier erhält der Besuchende schon eher den Eindruck, dass hier ein Krankenhaus sein könnte.

Der Hof ist mit Quadersteinen schön belegt. In der Mitte steht ein grosses Wasserbassin von Stein, in dessen Mitte das Wasser aus einer Röhre plätschert. Neben dem Brunnen ist auch Raum für ein kleines Gärtchen. Von diesem Hofe aus liegt zu ebener Erde der Eingang in die Küche und in die Apotheke. Links und rechts führt je eine Treppe auf zwei Terrassen, von welchen aus man in die verschiedenen Zimmer kommt. Von der linksseitigen Terrasse aus kommen wir in den Operationssaal, einen Ankleide- und Warteraum der zu Operierenden und zwei Krankenzimmer. Von der rechtsseitigen aus in drei Zimmer, die als Wohn- und Schlafräume des Arztes und des Diakons dienen. Dann Wohnraum des Klinikdieners, der zugleich auch unser Portier ist, und zuletzt noch zwei grosse Zimmer, wovon das eine als Verbandszimmer und das andere als Klinik- und Untersuchungsraum benutzt wird. In den Erdgeschoss sind Stallungen und Lagerräume. Das ganze Grundstück umfasst ein Areal von 720 m. Was die innere Ausrüstung der verschiedenen Zimmer anbetrifft, darf gesagt werden, dass Operationssaal und Apotheke die schönste und vollständigste besitzen. Wenn auch ersterer nicht mit den hochmodernen Operationssälen des Abendlandes konkurrieren kann, so bildet er doch kein Hindernis, um die grössten Operationen auszuführen. In der Apotheke ist noch ein kleines Fensterchen bemerkenswert. Es führt gegen den äussern Hof, nach dessen Seite sonst kein Fenster angebracht ist. Durch dieses kleine



Fensterchen werden die Medikamente verabreicht. Die Krankenzimmer sind einstweilen mit drei guten Betten ausgerüstet. Im Laufe des Winters wird es uns gelingen, noch eins oder zwei anzuschaffen.



*Operation in der Klinik, 1902: Jakob Künzler narkotisiert den Patienten, Hermann Christ operiert, assistiert von Abraham Attarian, zwischen ihnen die Hilfsschwester Camin. Der Hausdienter Muchz Abraham hält die Füsse des Patienten fest. Foto aus dem Buch „Doctor, sieh mich an!“ von Emanuel La Roche (Familienarchiv La Roche).*

Am 7. Juni hatten wir die erste grössere Operation im neuen Saale. Die Patientin war eine Kurdin. Sie hatte einen Blasenstein, ein hierzulande sehr häufiges Leiden. Dass wir die Vorbereitungen nicht ohne Aufblick nach oben machten, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Sind wir uns doch bewusst, dass ohne Gottes Hilfe kein Segen ist.

Du musst zu allen Dingen,  
Solls anders wohl gelingen  
Selbst Rat und Helfer sein!

Dass die Operation gelingen durfte, bewies der am 9. Tage nach derselben erfolgte Austritt der nun nicht mehr kranken, sondern

gesunden Kurdin. Wie gross war doch die Freude dieser Mutter, als sie wieder heim zu ihren fünf Kindern und ihrem Manne konnte! Beim Abschiede wollte das *elhamdulillah* kein Ende nehmen. Sie will zeitlebens für uns beten, dass *Allah* (Gott) unsere Arbeit segnen möge. Dies die muselmanische Kurdin Fatime.

Vor einiger Zeit hatten wir auch einen Kurdenjüngling im Spital, Osmano mit Namen. Dieser trug zwei mächtige Zöpfe, welche ihm über die Schultern auf die Brust herabhingen. Bisher dachte ich, dass von den männlichen Bewohnern der Erde nur die Chinesen Zöpfe trügen. Osmano war sonst ein schmucker Bursche, aber – Mutter Natur hatte ihm eine Hasenscharte verliehen. Von dieser wünschte er jetzt befreit zu werden. Eines Tages zeigte ich ihm ein Bilderbuch. Ach, die herzliche Freude, mit der er voll Verwunderung die Bilder betrachtete! Grenzenlos aber war sie, als er ein Bild sah, einen Hirten mit Stab und einer Herde Schafe darstellend. Da lachte er so herzlich, dass Herr Doktor Angst hatte, die genähte Lippe würde zerreißen. Osmano war nämlich selbst ein Schafhirte, der Sommer und Winter seine Schafe auf den weiten Feldern Mesopotamiens hütete. Der Hirte auf dem Bilde stellte zwar nicht Osmano, sondern Jesus dar. Leider konnte ich ihm dies nicht erklären, weil er nur kurdisch sprach und verstand. –

Ein langer Gast war ein Armenier, Berber Johannes genannt. Beim ersten Besuche traf ihn Herr Doktor in schwerkrankem Zustande und seine Familie in elender Verfassung an. Lag er doch, der Ernährer einer neunköpfigen Familie schon seit 4 Monaten krank zu Hause. Vom Armenkomitee erhält er wöchentlich  $\frac{1}{2}$  *Medschidie* = 2 Mark. Doch wohin sollte das reichen? War das nicht zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben? Seine Krankheit erheischte eine grosse Operation und eine lange, lange Nachbehandlung. Während dieser Zeit fanden wir es auch nötig, dem Armen etwas von seinen Familiensorgen abzunehmen. Die Familie bewohnte ein einziges Zimmer, das sie für ca. 40 Mark jährlich gemietet hatte. Die Miete aber stand schon lange an. Eines Morgens klagte er mir endlich, dass seine Familie eine andere Wohnung suchen müsse, da sie die Miete nicht mehr zahlen konnten. Ich zog nun Erkundigungen ein, wer denn der Hauseigentümer sei und ob denn dieser nicht anzuhalten sei, noch Geduld zu haben, zumal des Kranken Wiederherstellung in einiger Zeit mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war. Aber siehe da! Die Besitzer jenes Hauses waren zwei alte Schwestern, die selbst am Hungertuche nagten und deren einziger Verdienst in der Vermietung jenes und noch eines andern Zimmers bestand. Was war da anders zu tun,

als den Auszug aus der sonst billigen Wohnung zu verhindern und gleichzeitig den armen Schwestern zu helfen?

Traurig war auch die Lage einer armenischen Witwe Marjam, mit ihren fünf noch unerwachsenen Kindern. Sie musste wegen einer bösen Eiterung operiert werden. Auch hier war es nicht damit getan, dass man sie unentgeltlich behandelte und ernährte, sondern dass auch die Kinder ihr Brot erhielten. –

Ein anderer Patient war ein Greis, fröhlich dreinschauend, weiss sein Turban, weiss sein Bart und weiss sein Mantel; er war lange Zeit ein fleissiger Besucher unserer Klinik. Unter den mohammedanischen Lehrern in Urfa ist er eine der ersten Grössen, Professor würde man ihn in Deutschland nennen. In der bekannten trüben Zeit soll er gewagt haben, einige hundert Christen zu beschützen. Was ihn zu unserm Doktor führte, war eine böse Eiterung in seinem Fusse, herbeigeführt durch einen Dorn, der bei der Operation gefunden wurde. Jetzt ist er geheilt. Er ist uns ein Freund geworden. Während seiner langen Krankheitszeit (er hat eine mässige Entschädigung zahlen müssen) hat er gesehen, was christliche Liebe vermag, denn nicht nur ihm durfte geholfen werden, sondern er konnte täglich sehen, wie viele Elende und Kranke in unserer unentgeltlichen Pflege stehen.

Da es hier ganz besonders viele Tuberkulöse jeder Art gibt, ist es nicht verwunderlich, wenn auch Leute mit tuberkulösen Wunden oft und lange von uns behandelt werden müssen.

Levon und Ohannes sind zwei Gäste, welche beide schon länger als ein Jahr zu uns kommen. Beides sind Waisenknaben aus der Stadt, sehr artige, gescheite Jungen.

Sie trinken aber auch viel Fischtran, und wie es jetzt scheint, mit Erfolg. Freilich alles *parasyz*, d.h. ohne Geld. Doch ihre dankbaren Blicke seien der Lohn Eurer Liebe, Ihr freundlichen Geber. Imirsa, ein junger Armenier, liegt momentan in unserm Spital. In der unheilvollen Zeit, vor nun 5 Jahren, wurden ihm seine Mutter und drei Brüder entrissen und auch er selbst bekam einen Schuss in die Beckengegend. Nun erhielt er vor einigen Wochen einen schmerzhaften Abzess in jener Gegend. Bei der Eröffnung desselben wurde eine Bleikugel gefunden. Es ist gar keine Seltenheit, dass Herr Doktor in den Fall kommt, als Folge der bösen Zeit von 1895 noch chirurgische Eingriffe zu machen, abgesehen von jenem grossen Elend, das noch täglich Ursache von vielen innern Krankheiten ist.

Unter unsern 300 Waisenkindern ist schon lange Zeit Fieber vorhanden. Bald ergreift es dieses, bald jenes, besonders von den Mädchen. Die beiden Krankenzimmer sind immer besetzt. Doch ernstlich erkrankt ist eigentlich nur die kleine Yeva. Doch hoffen wir, dass auch sie bald wieder unter den Gesunden sein kann.

Dann ist noch Yesterchen, ein kleines Ding, das schon seit zwei Jahren Kopf und Bein verbunden trägt. Es ist tuberkulös. Schon gar oft musste es operiert werden. Es ist eine stille Kranke. Sprechen oder gar lachen hört man es selten. Beim Verbandwechsel bittet es immer, mit den Händchen abwehrend: *gamaz, gamaz* d.h. langsam. Einmal hat ihm jener oben beschriebene türkische Lehrer ein Silberstück gegeben. Da hat es doch einmal gelächelt und sich fein bedankt, indem es mit dem rechten Händchen rasch Mund und Stirne (zum Zeichen des Dankes) berührte und sagte: *schatschnorha-galliêm!* d.h. ich danke bestens.

So liesse sich denn noch gar manches über unsere Arbeit schreiben. Wenn auch Dankbarkeit eine nicht allen Menschen gemeinsame Tugend ist, so glauben wir doch, versichern zu dürfen, dass ihrer viele, die in Not und Krankheit unsere Hilfe geniessen, dankende und bittende Hände aufheben zum Herrn für alle die, die mithelfen, dass auch die ärztliche Mission in Urfa weiterhin eine lindernde und helfende Dienerin Christi sein kann.

Darum wollen wir es denn, freundliche Helfer und Helferinnen, auch fernerhin also halten, und wollen uns nicht müde machen lassen, Armen, Kranken und Elenden, so viel in unserer Kraft liegt, Handreichung zu tun.

Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne aufhören. Galater 6,9.

November 1900

## **Frau Emma Eckart †**

Januarheft 1902

Unsere geliebte Frau Eckart ist heimgegangen! Tiefes Leid kehrte am Samstagmorgen, den 28. Dezember in Urfa ein. Schon seit einigen Wochen klagte Frau Eckart oft über Müdigkeit und zeitweises Unwohlsein. Doch war es nicht so, dass sie ärztliche Hilfe beanspruchen wollte. Zudem war unser Herr Doktor noch auf der Reise begriffen. Gar manche Sorge verursachte ihr die Abwesenheit ihres Mannes, und auch das 5 Monate alte Kind, das im Gesicht viele Urfa-Beulen bekam.

Am 23. Dezember war noch grosser Jubel in Urfa. Schon einige Tage vorher ritten zwei Christen und ein Mohammedaner dem an diesem Tage in Urfa erwarteten Herrn Doktor Christ und seiner jungen Frau entgegen. Am 23. selbst ritten etwa 30 Mann schon früh morgens die Aleppostrasse hinaus, dem Paare entgegen. Nachmittags kehrte die stattliche Kavalkade nach Urfa zurück, in ihrer Mitte der schon langersehnte Doktor Christ und seine Gemahlin. Frau Eckart, die ihres Kindes wegen nicht entgegengeritten kam, lud dann die Neuangekommenen zum Weihnachtsfest am Heiligen Abend ein. Da hofften wir alle in fröhlicher Weise in der Masbane versammelt zu sein. Aber siehe – es kam anders; der Mensch denkt, und Gott lenkt. Am 24. Dezember morgens war die liebe Frau Eckart eben damit beschäftigt den Weihnachtsbaum zu rüsten, den, an Stelle des hier nicht wachsenden Tannenbaums, ein Orangenbaum vertreten sollte. Plötzlich bekam sie Schmerzen im Leib und musste sich zu Bett legen. Als Herr Doktor kam, sprach er schon von einer sehr ernstlichen Krankheit, die Frau Eckart befallen hatte. Auf angewandte Mittel liessen die Schmerzen nach, hingegen stellte sich hohes Fieber ein. Die folgende Nacht war erträglich, die Kranke konnte etwas schlafen.

Am 25. Dezember war der Zustand ein dauernd ernster, wenn man auch nichts Bestimmtes von einer Verschlimmerung merken konnte. In der Nacht vom 25. zum 26. Dezember, während welcher ich wachte, kam kein Schlaf in die Augen der Kranken. „Ach ich bin todmüde“ sagte sie. Der Gedanke an ihr kleines Kind, die Johanna, und der Gedanke an ihren lieben, in Berlin weilenden Mann, beschäftigte sie oft in dieser Nacht.

Am 26. Dezember war ihr Zustand schon sehr besorgniserregend. Ihr Herz wurde schwächer und schwächer trotz aller angewandten ärztlichen Mittel. Während der folgenden Nacht wachte die Waisenmutter Thuma an ihrem Lager, und zum Teil auch der Bruder von Herrn Eckart. Wieder wollte kein erquickender Schlaf kommen.

Am 27. Dezember wurde es uns allen klar, dass Frau Eckart sterben werde. Aber der Gedanke war uns zu schwer. Betend, hoffend, suchten wir ihn ferne zu halten. Am Nachmittag hatte sich unsere liebe Kranke von ganzem Herzen vertraut gemacht mit Gottes Rat. Sie freute sich, bald eingehen zu dürfen zur Ruhe der Kinder Gottes. Abends aber sagte sie plötzlich zu mir: „Bruder Jacob, ich werde nun doch nicht sterben, ich werde wieder gesund werden; – ach ich hoffte nun heimgehen zu dürfen – aber siehe – der Herr hat’s anders beschlossen – auch gut – wie Gott will“. Doch diese Äusserungen waren nur das letzte Aufflackern des Lebenslichtes. Und sie merkte es auch gar bald wieder, dass es doch zum Sterben gehe. Da fragte sie mich auch: „Ist denn keine Hoffnung vorhanden, dass ich wieder gesund werde?“ „Nach menschlichem Ermessen ist keine Aussicht mehr vorhanden; aber bei Gott sind alle Dinge möglich“, gab ich zur Antwort. Als ich selbst einige Augenblicke vom Leide übermannt wurde, rief mir die Todesmutige zu: „Bleiben sie fest, mutig, Bruder Jacob.“

In der kommenden Nacht, während welcher wir ihr Sterben bestimmt erwarten mussten, wachte neben Herrn Doktor noch die amerikanische Missionarin Corinna Shattuck. Es war der lieben Kranken stets eine Freude, wenn ich ihr Liebesworte und Liederverse vorsprach. Wie liebte sie doch die folgenden Strophen, wofür sie mir gar herzlich die Hand drückte.

Wenn ich einmal so scheiden,  
So scheide nicht von mir;  
Wenn ich den Tod soll leiden,  
So tritt du dann herfür;  
Wenn mir am allerbängsten  
Wird um die Seele sein,  
So reiss mich aus den Ängsten  
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,  
Zum Trost in meinem Tod,  
Und lass mich sehn dein Bilde,  
In deiner Kreuzesnot.  
Da will ich nach dir blicken,  
Da will ich glaubensvoll  
Fest an mein Herz dich drücken.  
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

„Beten Sie für mein liebes, süsses Hanneli“ sagte sie auch zu mir. Nach Mitternacht begann die Kranke unruhig und unklar zu werden. Sie wollte aufstehen, wollte kochen, wollte ihrem Kindlein nachsehen und viel anderes mehr. Um 2 Uhr aber wurde sie ruhig, ihre Augen fingen an zu brechen, der Atem stockte, bis er um 3 Uhr ganz aufhörte, und also die Pilgerin den Pilgerstab beiseit legte.

Welch' Schmerz für uns alle! Besonders aber für den in der Ferne weilenden Herrn Eckart, der seine liebe Gattin im Oktober gesund zurückgelassen hat und sie nun bei seiner Rückkehr nicht mehr finden wird!

Gottes Wege sind wunderbar und verborgen, aber der Glaube spricht: Er führet doch alles herrlich hinaus.

So zog denn noch an diesem Morgen das fünfmonatliche Waislein Johanna ins armenische Waisenhaus ein. Denn dort wird es bis zu der Rückkehr des Vaters doch am besten aufgehoben sein, Thuma, eine gute Waisenuutter wird gut für dasselbe sorgen.

Noch am gleichen Tage, nachmittags fand die Beerdigung statt. Der grosse Hof der Masbane füllte sich mit unseren Waisenkindern und andern Leidtragenden. Als der Sarg aus dem Hause gebracht und im Hofe aufgebahrt wurde, und sodann alle Kinder laut zu schluchzen begannen, da hätte es wohl ein gar hartes Herz gebraucht, um nicht mit weinen zu müssen. Auf dem Weg zur protestantischen Kirche waren auf allen Dächern schluchzende Menschen zu sehen.

Der Sarg wurde in der zum Äussersten gefüllten Kirche aufgebahrt. Mehrere Redner, darunter zwei Pfarrer, hielten Ansprachen in türkischer und armenischer Sprache. Was in diesen Ansprachen nicht gesagt wurde, aber doch von vielen Anwesenden gedacht, war der traurig ernste Gedanke, dass am 28. Dezember 1895 in Urfa so viele Waisen und Witwen wurden, denen nun am 28. Dezember 1901 die Mutter, die für sie sorgte, wieder genommen wurde.

Von der Kirche aus wurde alsdann die Leiche ins armenische Kloster gebracht, unter so grosser Begleitung der Stadteinwohner, wie sie Urfa wohl noch nie sah. Der armenische Erzbischof und der protestantische Pfarrer sprachen noch einige Worte am offenen Grabe, worauf die Verstorbene neben dem Grabe ihres vor zwei Jahren verstorbenen Söhnleins zur Ruhe eingebettet wurde.

Frau Eckart war eine ungewöhnlich tüchtige und fleissige Missionsfrau. Was ihr die innige Zuneigung all der Teppichfrauen, der Waisenkinder und der Dienstboten, sowie aller Bekannten zuzog, war hauptsächlich ihre grosse Milde. Sie hatte eine linde Hand, von ihr hiess es in Wahrheit, dass

sie ihre Lindigkeit allen Menschen kund werden liess. Ihr Verlust ist sehr gross. Im Blick auf sie freuen wir uns aber doch, weil sie selig, rein gemacht im Blute Christi, starb.

„Die Erlösten des Herrn werden gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.“ Jesaja 35,10



## Ein Nomadenfürst Mesopotamiens

Maiheft 1902

Wenn der Reisende von Severek, einem kleinen Städtchen Nordmesopotamiens, sich nach Diarbekir begeben will, so muss er ein sanft ansteigendes, aber doch beträchtlich hohes Gebirge übersteigen. Man nennt es Karadschadach. Die Bewohner aller Dörfer ringsum und an dem Gebirge sind raublustige Kurden. Viehzucht und etwas Ackerbau treiben, bildet die ehrliche Seite ihres Lebens. Rauben aber gehört zu ihrer Nebenbeschäftigung, welche die Kurden am Ende aber auch zur ehrlichen Seite ihres Daseins rechnen.

Erst betritt der Reisende das Territorium der Karagetsche-Kurden. Diese sind als sehr tapfere Leute bekannt. Obwohl nur nach Tausenden von kampffähigen Männern zählend, sind sie doch gefürchtete Feinde des starken, mächtigen Ibrahim Pascha, der seinen Sitz in Veranschehir hat. Sein Territorium betritt der Reisende schon, wenn er die Höhe des Karadschadach erreicht hat.



*Kaffeetrinkender Kurde*

In dem Dorfe Kanak machte ich vor einigen Wochen auf der Durchreise Mittagsrast. Unter dem Tore der Herberge standen eine ganze Anzahl Hirten und andere Dorfleute, welche etwas erregt von dem Ereignis der vergangenen Nacht sprachen. Die Karagetsche-Kurden hatten die ganze Viehherde des Dorfes, etwa 300 – 400 Stück Rinder, Schafe und Ziegen geraubt. Zahlreich, auf schnellen Pferden, hatten sie die Herde umgeben und vor sich hingetrieben, die Hirten mussten froh sein, dass sie fliehen konnten, um doch mit dem Leben davon zu kommen. Diese, vereinigt mit den Dorfbewohnern, sann nun auf Rache. Einige mussten sich auf den Weg zu Ibrahim Pascha, dem Herrn des Landes, machen, um ihm den Vorfall zu melden. Er lässt die Sache nicht ungerächt; durch seine Horden, oft auch er selbst an der Spitze, wird irgend ein Dorf seines Feindes ausgeplündert und geraubt, was zu rauben ist. Den sich zur Wehr Setzenden wird der Garaus gemacht. –

Als vor einem Jahre Herr Dr. A. in Karabaghdsche, einem Dorf hoch oben auf dem Gebirge, übernachtete, wurde er inmitten der Nacht durch lautes Geheul und Klagegeschrei aufgeweckt. Die Ursache dieses Gejammers war die Nachricht, dass die Besten des Dorfes in einem Treffen mit den Karagetsche-Kurden von diesen erschlagen worden seien. Solche Scharmützel liefern sich diese Kurden und die Untertanen Ibrahim Paschas schon seit Jahr und Tag. Ein Kurde behauptete, nur im Distrikt Severeke seien seit einem Jahr mehr denn 1'000 Mann auf solche Weise ums Leben gekommen. Herr v. B., der vor einem Jahre nach Veranschehir reiste, wurde auf dem Wege angehalten. Er solle umkehren, hiess es, oder einen andern Weg gehen, weil die Horden des Paschas den Weg vor ihm unsicher machten. Doch Herr v. B. reiste weiter. Ihm geschah nichts. Aber bald darauf wurde auf diesem Wege eine Karawane von 20 belasteten Kamelen abgefangen und Tiere und Lasten geraubt.

Zur Zeit treibe Ibrahim Pascha sein Wesen (Unwesen) in Haran und südlich von Surudsch. Veranschehir, der Hauptsitz des Paschas, liegt südlich vom Karadschadach in der Ebene. Der alte Name der Stadt soll Teda oder Konstantina sein. Ihren neuen Namen Veranschehir, d. h. Trümmerstadt, trägt sie mit vollem Recht: Mächtige Trümmerhaufen, auf denen teilweise die jetzige kleine Stadt erbaut ist, schöne Säulen und Säulensockeln liegen weit und breit herum. Die wenigen Hundert Häuser der Jetztstadt sind vielfach aus den Ruinensteinen erbaut. Hingegen die mächtigen, schön behauenen, harten Quadersteine konnte das heutige Geschlecht nicht zum Bau ihrer Wohnstätten verwenden, dazu wären die Kräfte und Energie der Alten oder die modernen Hebemaschinen Europas nötig. So liegen denn Quadersteine von staunenerregender Grösse in und

ausserhalb der jetzigen Stadt überall herum. Ein neues Haus fand ich, dessen Vorhof nur mit liegenden Säulen gepflastert ist. Als einigermassen Ganzes aus grauen Zeiten steht nur noch eine hohe Bogenwand ausserhalb der Stadt, welche einsam aus den fast dem Erdboden gleich gemachten Trümmern hervorragt. Ibrahim Pascha wohnt also nicht in einem alten Seleuciden-Palaste, ja nicht einmal in einem Haus von gemauerten Wänden. Sein Haus für Sommer und Winter ist das Zelt aus schwarzem Ziegenhaargewebe. Es steht, wie alle Zelte seiner Soldaten, etwas von der Stadt entfernt. Ibrahim Pascha ist aber nicht etwa ein Wilder, nein, er ist Licoa-Pascha, d. h. militärischer Distriktpascha. Er ist von Amts wegen ein türkischer Pascha, der aber ausser dem Sultan wohl niemandem zu gehorchen hat.

Um ihn etwas kennen zu lernen, ging ich im November letzten Jahres, von Diarbekir nach Urfa zurückkehrend, über Veranschehir. Aus einer angesehenen, ihm befreundeten Christenfamilie hatte ich ihm Empfehlungen auszurichten, ein Auftrag, durch den ich hoffte, mit ihm persönlich zusammenzukommen. Auf der Heimreise ritten wir, mein Saptieh (Polizeisoldat) und ich einmal etwas abseits in ein Dorf, um Wasser zu trinken. Uns erblickend, fuhren die Weiber des Dorfes erschreckt auf und riefen: „*Schammar! Schammar!*“ Die Schammar sind Araberstämme im Süden Mesopotamiens, die als bittere Feinde des Ibrahim Pascha letztes Jahr diese Gegend plünderten, bis dieser in einem blutigen Treffen die Araber wieder nach Süden trieb. Daher die plötzliche Furcht der armen Weiber, die an jenem Tage ohne ihre Männer zu Hause waren. Sowie sie aber sahen, dass wir als „gut Freund“ kamen, brachten sie uns schnell das gewünschte Wasser.

In Veranschehir angekommen, stieg ich vor dem Zelte des Pascha ab. Gleich in dasselbe hineingeführt, liess man mich neben dem Pascha niedersitzen. Das Zelt mag wohl 30 Meter Länge und 10 Meter Breite gehabt haben. Ein Viertel desselben wurde als Küche und als Schlafräum des Pascha benützt. Der übrige grosse Raum wimmelte von bärtigen, dunklen, zum Teil bewaffneten Männern. In der Mitte des Raumes stand auf einem Feuer ein sehr grosser, kupferner Kaffeekrug mit grossem halbmondförmigen Schnabel und plumpem, schwerem Griffe. Der Pascha, der sich durch besondere Kleidung oder sonstige Erkennungszeichen nicht auszeichnete, sass auf einem Baumwollkissen, mit untergeschlagenen Beinen, aus einem einfachen Röhrchen eine Cigarette schmauchend, mitten unter der freundlich dreinsehenden Kurdenschar. Ein früherer russischer Untertan, aber Muhammedaner, war auch Gast des Pascha. Die intolerante Politik Russlands hatte diesen Russen, dessen

Wesen hohe Abkunft verriet, in die Türkei getrieben, um hier seines muhammedanischen Glaubens zu leben. Auch einige Christen fehlten nicht unter dem Zelte Ibrahims. Nach der landesüblichen Begrüßungsform zwischen dem Pascha und mir verharrte der Fürst erst in tiefem Schweigen. Gar bald überreichte ich ihm den mitgebrachten Empfehlungsbrief, welchen er erbrach und las. Inzwischen sah ich mir den Nomadenfürst etwas näher an. Er ist von grossem, etwas hagerem Wuchse, hat eine Adlernase und schaut mich mit seinen tiefliegenden, kleinen Augen etwas überlegen an. Unter seinem breiten Munde trug er den schwarzen Vollbart wie alle Kurden.

Nachdem Ibrahim Pascha den Brief gelesen hatte, richtete er in ziemlich bitterem Tone die Frage an mich, was ich denn eigentlich in diesem Lande zu suchen hätte? Was ihm gewiss schon der eben gelesene Brief kund tat, bestätigte ich, nämlich, dass ich von Diarbekir nach Urfa reise, und zu diesem Zwecke einmal über Veranschehir gehen wollte. Da Ibrahim einen Krankenwärter von einem Arzte nicht zu unterscheiden wusste, sondern annahm, ich sei ein Arzt, hub er an zu sagen: „Ihr seid in dies Land gekommen, um es auszukundschaften, ihr alle seid nichts als Kundschafter, ihr möget euch Missionare, Ärzte, oder was ihr auch seid, nennen.“ – Sagte nicht gerade so Joseph vor 3'600 Jahren auch, als seine Brüder von Kanaan kamen, Getreide zu kaufen? Als ich erwiderte, wir seien in dies Land gekommen, um den Kranken so viel als möglich Hilfe zu bringen, gab er zurück:

„Ach! lasst uns doch, wir haben Gott den Herrn als Doktor und das Wasser als Heilmittel, das soll uns genügen. Wen der liebe Gott gesund machen will, der wird es auch ohne eure Hilfe.“

„Wenn dein Sohn“, erwiderte ich, „zum Beispiel eine Kugel im Leibe hätte, und man könnte diese durch eine Operation entfernen, würdest du ihn dann nicht operieren lassen?“

„So Gott will, kann die Kugel ohne das verschwinden“, erhielt ich zur Antwort. Ein starker Glaube! Den aber selbst Ibrahim Pascha nicht besitzt. Er sprach nur so, um zu prüfen, wen er vor sich habe. Als er merkte, dass mich diese Art des Empfangs nichts weniger als abschreckte, wurde er immer offener. Der Abend versprach für beide Teile recht kurzweilig zu werden. Wohl mehr als eine Stunde wurde politischen und wirtschaftlichen Thematas gewidmet, und etwa drei Stunden den religiösen. Unser oft mit Leidenschaft geführtes Gespräch erregte die Aufmerksamkeit aller unter dem Zelte weilenden Kurden und Araber. Die Abendmahlzeit musste ich mit dem Pascha zusammen einnehmen.

Bei der Abendmahlzeit mit Ibrahim Pascha, zu der ich eingeladen wurde, breiteten Diener ein Tuch auf der Erde aus und setzten sodann viel Brot und eine grosse Platte mit Pilav-Reis und Fleisch darauf. Mir wurde ein Löffel gebracht. Er selbst ass mit der fleischernen Gabel, mit der schon Adam im Paradiese gegessen haben muss. Dass man aber mit den Händen weiter kommt, als mit dem Löffel, sah ich an diesem Abend. Kaum hatte ich angefangen, da war der Gastgeber schon fertig. Als ich prüfend die Platte mass, war das Loch auf seiner Seite bedeutend grösser, als das auf der meinigen. Aber hungrig aufhören musste ich deshalb doch nicht.

„Du kommst von einem strengen Ritt und hast wohl heute gar nichts gegessen; darum musst du dich jetzt satt essen“, nötigte mich der Pascha. Nachdem wir beide fertig waren, wurde die Platte, Brot und Tuch aufgehoben und den vielen anderen Zeltbewohnern vorgesetzt. Uns aber wurde Wasser und Seife zum Waschen der Hände gebracht. Den Schluss krönte der unvermeidliche bittere türkische Kaffee, dargereicht in ganz kleinen, etwa walnussgrossen Tässchen. Es ist unmöglich, unser nun folgendes Gespräch, so interessant es auch wäre, ganz wiederzugeben, aber einige Aussprüche des Paschas mögen die Leser doch hören, die ihnen einigermaßen ein Bild geben vom Denken dieses Mannes:

„Ihr Christen“, sagte Ibrahim, „d. h. ihr Deutsche, seid nach der Metzelei in dies Land gekommen, um den Christen dieses Landes zu helfen; aber ich rate euch, geht nicht zu intim um mit den Armeniern, sonst könnte es euch gehen, wie es den Ausländern in China ergangen ist.“ – Ich konnte nicht umhin, ihn auf den Mord und Raub in seinem Lande aufmerksam zu machen. Darauf antwortete er:

„Ach, was wollt ihr Europäer sagen! Wir hier sind nur kleine Leute und begnügen uns auch mit wenig. Was ist das, wenn wir ein Dorf zerstören, oder es uns zinsbar machen, oder es plündern, weil wir genötigt sind, es zu strafen. Ihr in Europa seid grosse Leute und begnügt euch nicht mit wenigem. So nehmt ihr auch nicht nur ein Dorf, sondern raubt gleich ein ganzes Land und macht euch ganze Völker untertan!“ –

„Ibrahim Pascha“, erwiderte ich, „es ist eigentümlich, wie man in diesem Lande herum so verschieden von dir spricht. In jeder Stadt gibt es Leute, die von dir sagen, du seiest ein braver Mann, und andere wieder gibt es, die nicht schlechte Namen genug für dich erfinden können. Du aber, was sagst denn du von dir selbst?“ – Nach einem stillen Lachen gab er zur Antwort:

„Feinde hat jedermann, auch der Ibrahim in Veranschehir; aber so schlimm steht's nicht. Du sollst wissen, dass ich auch vergeben kann.

Wenn unter meinem Zelte mit dem unterworfenen Feinde unterhandelt und Frieden geschlossen wird, so essen wir wieder zusammen das Freundesbrot.“ –

Gegen die schon lange projektierte Bagdadbahn ist Ibrahim Pascha natürlich sehr, denn der Pfiff der sausenden Lokomotive würde diese Nomadenvölker gar bald aus ihrem Schlendrian aufwecken. Einen Vorzug der Bahn glaubte ich ihm doch vorführen zu müssen:

„In Indien war vorletztes Jahr eine grosse Hungersnot, besonders in dem von Muslims bewohnten Landesteile. Tausende starben Hungers dahin. In Mesopotamien geriet das Getreide sehr wohl. Wie schön wäre es da gewesen, wenn ihr Muhammedaner euren Glaubensbrüdern in Indien hättet helfen können! Das wäre möglich gewesen, wenn die Bahn in Betrieb gewesen sein würde. Aber nicht nur euren Glaubensbrüdern hättet ihr helfen können, sondern auch euerm Mesopotamien hätte es Verdienst gebracht, denn das Korn wäre nicht allzu billig geblieben.“

„Gewiss, den Brüdern helfen, das ist schön“, sagte der Pascha, „aber dennoch, die Nachteile, welche die Bahn bringen würde, sind zu gross.“ –

Wie schon gesagt, spricht der Pascha mit Vorliebe von religiösen Dingen. Er liebt seinen väterlichen Glauben gar sehr, doch ist er nicht fanatisch, hat ein offenes Auge und einen offenen Blick auch für die Christen, deren er viele zu seinen Freunden zählt. Die Bewohner des einzigen christlichen Dorfes in der Nähe von Urfa, Garmusch mit Namen, zählt er auch zu seinen Freunden. Ein grosser Teil dieser Leute sind Maultiertreiber und besorgen der Verkehr zwischen Urfa, Diarbekir und Mardin. Sollte einer von diesen Männern beraubt oder gar getötet werden, so würde, heisst es, Ibrahim Pascha Rache nehmen. –

Nun frug er mich, ob ich protestantisch sei? – Mit grosser Redefertigkeit und mit einem Eifer, der manchem Christen fehlt, vertrat er die Lehren des Islam. Aus seinen Reden konnte man gut entnehmen, dass er seine Religion schon deshalb liebt, weil sie ganz mit dem Nomadenleben, das er führt, in Einklang zu bringen ist. Die Zelte, die Kamele, die Pferde u.s.w. spielen eine grosse Rolle darin. Wie Elieser auf das „Dewe“ (Kamel) sich setzt und dem Sohne seines Herrn eine Braut holt, so kommt es noch heute vor. Der Vertraute des Bräutigams, vom Vater geschickt, sitzt auf, reitet per Kamel in die Ferne, setzt sich unter dem Zelt eines Nahor nieder und wirbt um die Braut seines Freundes. – Bis zur Opferung des Isaak scheint unser altes Testament und die Religionsgeschichte des Islam übereinzustimmen, wahrscheinlich weil sie die ihrige dem Unsern entnommen haben. Aber bei der Opferung des Isaak erfolgt die

Veränderung: die Muslims, als Söhne Ismaels, behaupten, nicht Isaak, sondern Ismael, der Sohn der Hagar, hätte geopfert werden sollen! Begreiflicherweise unterliess es der Pascha auch nicht, von den drei Göttern der Christen, als eines grossen Irrtums, zu sprechen.

„Es gibt nur Einen Gott“, schrie er! „Sollte Gotte einen Sohn gehabt haben? Auch nur so etwas zu denken ist Sünde, geschweige denn, es als Wahrheit unter die Völker zu bringen.“ – Den Koran, sagte er auch, in anderer als arabischer Sprache zu lesen, sei dem Muslim nicht erlaubt, gleichviel, ob er arabisch verstehe oder nicht. Durch die Übersetzung eines Buches in eine andere Sprache verliere dasselbe an seiner Ursprünglichkeit. Wie viel mehr der Koran! Gottes Wort, meinte er, lasse sich überhaupt nicht übersetzen. „Wie traurig ist es doch mit eurem Gotteswort bestellt! Schon oft liess ich mir die Bibel, das Wort Gottes der Christen, vergleichen. Der Protestant schlägt seine Bibel auf und ebenso auch der Katholik. Beide lesen die gleiche Stelle, und siehe da – es ist nicht gleichlautend, oft sogar nicht gleichbedeutend. Wo ist nun die Wahrheit? Sie ist bei euch Christen verloren gegangen und zwar durch eure eigene Schuld, dieweil ihr dieselbe nicht in der ursprünglichen Sprache bestehen liesset.“ Der gute Pascha kennt freilich weder den Nutzen noch den Segen, der dem erwächst, welcher die Bibel in seiner Muttersprache lesen kann. Für die Kurden und für den Grossteil der Araber selbst möchte es einstweilen einerlei sein, in welcher Sprache der Koran auch geschrieben sei, denn diejenigen, die lesen können, sind zu zählen.

Ich verfehlte nicht, dem Pascha, der so sehr den Islam verteidigte, nach meinem besten Wissen und Erfahrungen zu antworten und, wo ich es für nötig fand, zu widersprechen. Der weit und breit best gehasste und gefürchtete Ibrahim Pascha ist nicht ohne Verlangen nach der reinen, lautern Wahrheit. Aber noch hält er dafür, der Islam habe die Wahrheit, und ist dabei doch immer noch nach mehr verlangend. Wenn einmal nur ein Klang des süssen Evangeliums Jesu Christi in ein hungriges Herz gekommen ist, dann verlangt dasselbe nach mehr, nach allen Tönen der frohen Botschaft. Ein Ton besonders ist es, der auf des Christen Harfe hell klingen sollte: der Ton, der durch die Bruderliebe hervorgerufen wird und nicht nur christliche Brüder, sondern alle Nichtchristen erreichen sollte. Je heller dieser Ton bei uns wird, desto mehr werden auch nichtchristliche Mitbrüder ein Verlangen und ein Sehnen nach dem Evangelium bekommen. Und wo ein Sehnen ist, da ist auch die Stillung verheissen, da gibt's Lebenswasser von Dem, der gesagt hat: „Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten.“

## Ferienbericht aus Stein

Septemberheft 1903

*Unsre Klinik in Urfa war in den heissen Monaten verwaist. Unser lieber Dr. Christ musste seine erkrankte junge Frau nach der Schweiz bringen und Diakon Künzler begleitete ihn. So blieb nur unser Assistenzarzt Dr. Attarian zurück. Da die Krankheit von Frau Dr. Christ uns alle mit tiefer Sorge erfüllt, so konnten wir nur den Wunsch haben, dass Dr. Christ seinen Urlaub solange ausdehnen möchte, bis die Gesundheit seiner lieben Frau wieder hergestellt ist. Es war eine freundliche Fügung Gottes, dass Dr. Volland, ein Freund unseres Dr. Naab in Diarbekir, der bereits seit etlichen Monaten in Mesopotamien weilt mit der Absicht, sich irgendwo als Arzt niederzulassen, sich bereit erklärt hat für ein Jahr die Vertretung von Dr. Christ zu übernehmen. Da auch Diakon Künzler Anfang Oktober die Rückreise nach Urfa anzutreten denkt, wird die reichgesegnete Arbeit unsrer Klinik auch weiter ihren ungestörten Lauf nehmen können. Gebe Gott, dass unser verehrter Mitarbeiter Dr. Christ von der Sorge um die Gesundheit seiner lieben Frau befreit und unsrer Arbeit in Urfa, die ihm so vieles verdankt, erhalten bleiben möchte.*

*Diakon Künzler, der unsre Leser so oft durch seine Briefe aus Urfa erfreut hat, schreibt uns diesmal aus seiner Heimat, dem Appenzeller Ländchen.*

Heute soll auch einmal aus der schönen Schweiz dem „Christlichen Orient“ ein Gruss zugeschickt werden. Gibt es doch in der Schweiz eine grosse Anzahl Freunde des Orients, die in Sivas ein eigenes Waisenhaus haben, und auch auf unsern Stationen Waisenkinder unterhalten. Und vollends unsere ärztliche Mission in Urfa hat viele Freunde hier, das beweisen die vielen Gaben, die der „Christliche Volksbote aus Basel“ für unser Spital einnimmt, beweisen auch die vielen Geschenke, die ich während meines Sommeraufenthaltes bekommen habe. Möge es allezeit so bleiben, dass die lieben Freunde in der Schweiz mithelfen am Werk der Orient Mission!

Ich sitze im saftigen einzigartigen grünen Grase des lieblichen Appenzellerländchens, meiner engern Heimat. Blicke ich nord- und abwärts, so sehe ich den blauen Bodensee, das Gemeingut Deutschlands und der Schweiz. Von ferne winkt mir das schwäbische Gestade mit seinem schönen Städtchen Friedrichshafen. Mit guten Augen ist es sogar möglich, die Schiffe auf dem See zu sehen. Blicke ich ostwärts, so tut sich meinem Auge das hügelige Vorderland meines Kantons auf. Wie viele



dunkelgrüne Tannenwäldchen, umsäumt von herrlichen Wiesen, auf denen nette Häuser und Häuslein zerstreut stehen, sehe ich da. Welch malerisches Bild! Dann sehe ich wieder schlanke Kirchtürme aufwärts ragen. Sie zeigen uns, wo der wohnt, der all die Pracht, die sich uns in Wies und Wald, in Berg und Tal und See kund tut, gemacht hat. Auch meine Seele versteht, was das Zeigen nach Oben mir sagen will:

„Gross und herrlich bist Du, o Gott, es gehet gewaltiglich  
und herrlich zu in Deinem Heiligtume, der Natur!“

Immer noch ostwärts blickend, durch einen Bergeinschnitt hindurch, sehe ich in der Ferne eine Gruppe Tyrolerberge. Was rufen diese in mir wach? Das Ziller-, Achen- und Brixental. Denn oft im Lande Abrahams sangen und spielten wir uns zur Freude: „Zillertal, du bist mei Freud!  
holdia lo ola lu lujaho!“

Blick ich südwärts, ach, da vermag meine Feder nicht all die Schönheiten zu beschreiben, die sich hier dem entzückten Auge darbieten. Mein Auge kann sich kaum satt sehen, was sollte da eine linkische Feder vermögen? Vor mir liegt erst die saftig grüne Wiese, in deren Gras ich sitze. Tausende von nimmerrastenden Bienlein fliegen von Blume zu Blume. Hunderte von verschiedenen, bunten Schmetterlingen tummeln und necken sich in der reinen herrlich duftenden Atmosphäre, wie halb-wilde Jungens tun, wenn sie auf den Matten hüpfen und spielen. Doch auf den benachbarten Wiesen tummeln sich noch andere Tiere. Es sind die Kühe, der Stolz der Appenzeller Sennen. Froh und hell schallt der Jodler und Jauchzer des Kühers an mein Ohr, zart die Töne und Klänge der Glocken und Glöcklein der Kühe und Kühlein.

Doch blicke ich weiter nach Süden. Nimmersatt sehe ich mich an dem kühnen, stolzen Alpsteingebirge. Erst die Fähnern, dann den spitzen Kamor und neben diesem noch höher der Hohenkasten. Darnach richtet sich mein Blick auf die Ebenalp und denke dabei an das Wildkirchlein. Wer wohnt in deutschen Landen und kennt nicht das Wildkirchlein aus Scheffels „Ekkehard“?

Ernst überragt die ganze Gebirgskette, mit ihrem schneeigen Firn, der Vater der Appenzellerberge, der Säntis. Wenn auch nicht mit blossem Auge, so doch im Geiste, sehe ich an den steilen Felsabhängen die lustigen Gemslein sich tummeln. Wie schwindelfrei sie von jäher Felsenwand hinab ins tiefe Tal sehen! Ich erinnere mich eines schönen Liedverses:

Auf hoher Alp  
Des Giesbachs Silber blinkt.  
Auf hoher Alp  
Ein lieber, lieber Vater wohnt.  
Die kühne Gemse trinkt  
An jäher Felswand  
Aus seiner hohlen Hand.

Um diese Zeit musst du, schöne Gemse, keine Angst haben vor dem bösen Jägersmann. All die Leute, die sich in diesen schönen, klaren Sommertagen deinem Horte nahen, sind friedlicheren Geschlechts als die bösen Waidmänner. Vor den letzteren hüte du dich erst, wenn der Schnee wieder neu deine stolze Heimat bedeckt. –

Blicke ich nun vom Säntis weg, mehr dem Westen zu, so sehe ich in weiter Ferne den Schnee, den „Verenelis Gärtli“ bedeckt. Wer die Sage vom „Gärtli des Vereneli“ kennt, weiss, dass dieses auf dem Glärnisch ist, einem Recken, der mehr denn 3000 m hoch eisig zum Himmel ragt.

So habe ich denn meinen Blick ringsum schweifen lassen. Sinnend sitze ich noch im Grase. Wie alle Tage, so auch heute, fliegen meine Gedanken nach dem fernen Urfa. Wie öde bist du, armes Urfa, im Vergleich zu meiner üppig grünen, reichen Heimat! Wie verbrannt sind jetzt deine Steppen, wie schmachtet jetzt dein Volk, besonders auch unsere dortigen Missionsgeschwister, in der grossen, tagtäglichen Hitze, die im Schatten noch 40° – 44° Celsius zeigt. Wie schmachtet aber auch das dortige Brudervolk, ja alle dort wohnenden Völker, und sehnen sich nach schöneren und gesegneten Zeiten. „Hüter, ist die Nacht bald dahin?“ höre ich von euren Lippen seufzen.

Meine Gedanken kehren in einem lieben Hause Urfas ein. Dies Haus ist zu Stadt und Land, bei Christ und Muhammedanern wohlbekannt. Man nennt es das Haus des *allemanialy hekim* (des deutschen Arztes) oder auch *chastachane* (Krankenhaus). In diesem, von mir so geliebten Hause will ich schnell die Mitarbeiter grüssen. Gleich umringen mich Kranke aller Art und rufen: *chosch geldin*, Jakob Effendi! D.h. Willkommen! Doch mir fehlt die Seele dieses Hauses, der Arzt, der fünf Jahre lang in diesen Räumen und in dieser Stadt wirkte, und der durch seine Hilfe so manche Träne trocknete, und dem die Herzen von Christ und Ismaels Sohn so zugetan sind. Schwerkrank musste er seine, auch von den Bewohnern Urfas so geliebte Frau nach Hause, nach der Schweiz bringen. Wie dunkel

ist es doch geworden für die lieben Doktorsleute und auch für uns! Aber noch immer kam nach dem Sturme wieder die Sonne, sollte es diesmal nicht wieder hell werden?

Wenn der Winter ausgeschneiet,  
Tritt der schöne Sommer ein.  
Also wird auch nach der Pein,  
Wer's erwarten kann, erfreuet.  
Alles Ding währt seine Zeit,  
Gottes Lieb in Ewigkeit!

Wenn ich mich in meinen Gedanken mit Urfa beschäftige, so beschleicht mich eine grosse Sorge, der ich mich kaum erwehren kann. Was ist es? Es ist unsere grosse Missionsschuld. Was müssen wir mit den Waisenkindern anfangen, wenn statt mehr, weniger Gaben eingehen? Und unser Missionsspital? In der Julinumner sind laut Gabenverzeichnis im Monat Mai nur 13 Mark speziell für unsere ärztlichen Stationen eingegangen. Liebe Freunde, sollen wir unsere ärztliche Tätigkeit auf dem Missionsfelde schliessen? War sie bis heute doch ein herrlicher Beweis christlicher Liebe des Abendlandes! Ihr habt den Jahresbericht von Herrn Dr. Christ gelesen. Ihr seht, man strengt sich an, auf einen Teil unserer Kosten zu kommen, indem wir für die meisten Dienstleistungen eine kleine Entschädigung verlangen. Wenn wir aber, z. B. in Urfa, ganz auf unsere Kosten kommen müssen, dann hört unsere Station auf, eine Missionsstation zu sein, indem wir unsere Zeit und Kraft, die jetzt fast ausschliesslich den armen Kranken zukam, von diesen abziehen, und sie nur für die Reichen verwenden müssten. Doch, wo sind die Reichen Urfas? Es gibt ihrer sehr wenige, so dass wir besser täten, dann unsere Arbeit aufzustecken. Doch niemand unserer lieben Missionsfreunde in der Heimat wird unsern Rückzug wünschen. Darum gilt es, neue Freunde zu gewinnen, mehr zu leisten als bisher. Gerade diejenigen, die krank und arm sind, erregen und verdienen unser christliches Mitleid am meisten.

Auch hier muss es wieder Licht werden, damit wir, unbesorgter um das tägliche Brot, unser Werk an den Kranken tun können. Denn der Herr, dem Gold und Silber gehört, wird die Herzen der deutschen Gläubigen an Christo Jesu lenken wie Wasserbäche. Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach an der wir stehn!

Weg denn mit diesen Sorgen! Bin ich doch jetzt auf luftigen, freien Höhen, und stärke mich an der köstlichen Alpenluft auf neue, heisse Tage der Arbeit hin. Wenn mich meine Lieben fragen: „Möchtest du nicht lieber

hier bleiben in diesem schönen Lande, und nicht mehr hinausziehen ins Land Abrahams?“ so antworte ich: „O, es ist unbeschreiblich schön auf deinen Auen, du wunderschöne Schweiz. Jedoch – ich muss nach Urfa, mich ziehst dorthin – ja, wenn ich ein kleines Wäldchen mitnehmen könnte, etwas wonach ich mich dort oft sehnte, so würde es mich freuen – nun dies aber ein unmögliches Ding ist, gehe ich doch mit vielen Freuden wieder zu jenen Armen und Kranken zurück.“ Ich sage euch: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr wird Gnade zu meiner Reise geben.“ Frei von Sehnsucht sind wir auch in der schönen Schweiz nicht, ohne sie werde ich auch in Abrahams Land nicht sein. Jene Sehnsucht ist ausgedrückt in einem Liede, das wir einer sterbenden Schwester, auf ihren Wunsch, singen mussten, es lautet:

Zur Heimat da droben,  
Ziehst mich aus der Welt.  
Die Heimat da droben,  
Allein mir gefällt.  
Nichts stillt hier mein Sehnen,  
Mein Herz bleibt leer;  
Dort ewig zu wohnen,  
Ist was ich begehrt.

Stein, Appenzell, August 1903

## Eine armenische Familie

Novemberheft 1903

Mirchz Abraham, so heisst der Diener unserer Missionsklinik in Urfa. Er wurde schon mehrmals im „Christlichen Orient“ erwähnt. Mirchz heisst jeder Armenier, der einmal in seinem Leben nach Jerusalem, der heiligen Stadt, gepilgert ist. Dort lässt sich ein solcher Pilger auf den linken Arm das Pilgerzeichen tätowieren.

Mirchz Abraham war sogar schon zweimal in Jerusalem. Der frühere Beruf, den unser Diener hatte, gehört zu den beschwerlichsten und gefährlichsten Berufsarten dieses Landes. Er war *Katerdschi*, d. h. Maultiertreiber. Diese müssen oft bei Tag und Nacht, in Frost und Hitze mit ihren Lasttieren das oft von Räubern wimmelnde Land durchziehen. Tags laufen sie hinter ihren Tieren her und während der Nacht muss der Schlaf aus ihren Augen fliehen, damit nicht Diebe ihnen die Lasten rauben. Oft, ja immer während des langen heissen Sommers, tritt das umgekehrte Verhältnis ein, der Weg muss bei Nacht zurückgelegt werden und die Ruhe, die doch dem Katerdschi keine Ruhe bringt, wird auf den Tag verlegt. Durch diesen Beruf wurde dem Mirchz Abraham während der Massakrezeit das Leben gerettet, aber auch später den Tagen seines äusserlichen Wohlstandes ein Ende gemacht.

Zur Zeit der entsetzlichen Tage in Urfa war Mirchz Abraham über Land gegangen. Auf dem Heimwege nach Urfa wurde er zurückgehalten, da man ihm sagte, dass in Urfa nun alles drunter und drüber gehe. So kehrte er denn um, und blieb mehrere Wochen in Aleppo. Die Seinigen in Urfa, die ja nicht wissen konnten, dass in Aleppo kein Massakre stattfand, glaubten ihren Ernährer tot. Wie gross war daher die Freude, als er unversehrt wieder in Urfa erschien!

Später verliess Mirchz Abraham auf seinen Arbeitsreisen mit noch anderen *Katerdschi* zusammen, mit vielen bepackten Pferden, wieder einmal Urfa. Es war finstere Nacht, der Weg ging durch gebirgige Pfade. Da hatten sie denn mit Räubern einen mehrstündigen Kampf zu bestehen, dessen unglückliches Ende die Verletzung des Mirchz Abraham und der Raub von mehreren belasteten Pferden, wovon zwei dem Abraham gehörten, war. Der Verletzte (durch einen Schuss war ein Bein zertrümmert worden) wurde nach Urfa zurücktransportiert, wo er durch mehrmonatliches Schmerzenslager in bittere Not kam. Als er wieder hergestellt war, konnte er nicht mehr seinem alten Berufe sich widmen, da er keine Pferde mehr besass. Er wurde daher ein *Hamal*, d. h. Lastträger.



*Die Familie von Mirchz Abraham*

Vor sechs Jahren, als Dr. Abraham Waisenkinder nach Jerusalem ins dortige Waisenhaus bringen musste, nahm er als Diener den der Wege und Stege kundigen Mirchz Abraham mit. Auf dieser Reise bewies er sich als ein ganz treuer Mann. Als danach in unserer Klinik ein neuer Diener nötig war, zog Mirchz Abraham mit seiner Familie in unser Haus ein. Es sind nun fünf Jahre her. Wir haben in diesem lieben Manne eine goldene Perle gefunden. Er, der wohl 4 Sprachen sprechen kann, versteht jedoch weder zu lesen noch zu schreiben. Doch dies tut ihm keinen Eintrag. Er ist stets der allezeit fröhliche, auf die Hilfe Gottes fest trauende Diener für Alles in unserm Hause.

Seine Frau, die auf dem Bilde ein weisses Tuch um ihr Haupt geschlungen hat, ist eine sehr fleissige, energische und intelligente Armenierin, die die Reinigung der vielen Räume unseres Hauses sowohl als auch die Wäscherei musterhaft besorgt.

Der älteste Sohn, der nicht auf dem Bilde ist, ist ein Goldschmiedelehrling.

Die älteste Tochter, Lucia mit Namen, die auf dem Bilde einen weissen Kragen trägt, vereinigt in sich die Intelligenz der Mutter und die Treue des Vaters. Sie war schon als zwölfjähriges Mädchen die beste Handarbeiterin der amerikanischen Missionarin Miss Shattuk. Doch ihre Augen ertrugen jene feine Arbeit nicht länger. Wir bildeten sie zu unserer Köchin heran.

Serman heisst das zweitälteste Mädchen, welches auf dem Bilde an der Seite des Vaters steht. Sie ist die verkörperte Geduld. Noch nie sah ich ein Mädchen mit solcher Ruhe und Geduld sich mit den Kindern abgeben. Seit zwei Jahren half sie treu ihrer Schwester Lucia im Hause von Herrn Dr. Christ. Da weder der älteste Sohn, noch Lucia und Serman die Schule besuchen konnten, so lernen jetzt alle drei noch lesen und schreiben.

Churzie, das Kind, welches vor Lucia steht, ist eine fleissige Schülerin und ein Wildfang dazu.

Ein drolliges Bürschlein, mein Schützling, ist der kleine Serkis, der auf dem Bilde vor der Mutter steht. Obschon ein echt armenisches Hitzköpfchen, hoffen wir doch, dass er, der zwar noch ungern die Schule besucht, einst ein brauchbarer Christ werde.

Jener Knabe, der auf der Photographie vor dem Vater steht, gehört nicht zur Familie. Dagegen hat sich die Familie seit der photographischen Aufnahme noch um ein Knäblein und ein Mädchen vermehrt. Dem Mädchen sollte ich den Namen wählen, was ich jedoch nicht tat. Die Eltern wussten die Namen meiner Schwestern, da gaben sie denn dem Kinde den Namen meiner jüngsten Schwester, Elisa. Ein seltener Name in Urfa.

Somit hätten wir den Lesern das Bild einer fleissigen, treuen und frommen Armenierfamilie vorgeführt. All der Druck, der schon durch alle Zeit auf dem Volke lastet, vermochte diese Familie nicht in den Abgrund der Unzufriedenheit, der Rache und des Neides hinunterziehen, sondern mehr denn je suchen sie zu wandeln nach Gottes Wohlgefallen.

Der Segen des Herrn wird auf allen treuen Armenierfamilien ruhen!

## Haran

Juniheft 1904

Wem ist nicht aus der Bibel der Name Haran bekannt! Wir finden ihn zum ersten Mal in 1. Mose 11,26, wo es heisst: Tharah zeugte Abram, Nahor und Haran. Hier erscheint Haran als ein Name eines Mannes, des Bruders des nachmaligen Abraham. In Vers 28 des gleichen Kapitels lesen wir, dass dieser Haran, obwohl schon selbst Vater von Kindern, vor seinem Vater Tharah, der in Ur wohnte, starb.

Zum zweiten Male begegnet uns der Name Haran als Ortsname. Vers 31 sagt uns, dass Tharah nach Kanaan aufbrach. Jedoch es heisst, er kam nach Haran und blieb dort. Er wird wohl gar bald verspürt haben, dass eine so lange Reise nichts mehr für ihn, den alten Mann sei. Man nahm früher an, und auch heute sind noch viele der Meinung, die Heimat Abrahams, Ur, müsse in Süd-Babylonien zu suchen sein. Jedoch um von Babylonien nach Kanaan zu gelangen, hätte Abraham wohl den Weg, der noch heute von dort nach Kanaan führt, gewählt, nämlich denjenigen, der durch die Steppe direkt nach Damaskus führt. Von Süd-Babylonien nach Kanaan über Haran wäre doch ein gar zu weiter Umweg gewesen. Wollte man von dem heutigen Urfa aus nach Kanaan reisen, so musste man über Haran, das als nächste Station am Wege liegt, und ich denke, Tharah mit seiner Familie, seinen Zelten und grossen Viehherden mochte wohl in 2 – 3 Tagen von Ur nach Haran gelangt sein.

Dafür, dass Abrahams Familie in dieser Gegend wirklich ihre Heimat gehabt habe, spricht noch manches andere. In Vers 22 lesen wir vom Urgrossvater des Abraham, der Serug hiess. Wir finden diesen Namen wieder als Stadt Serudsch, in der noch heute quellen- und dörferreichen, fruchtbaren Ebene zwischen Urfa und dem Euphrat. Serudsch ist 9 Stunden von Urfa entfernt. Hiernach hätten wir die Namen zweier direkter Vorfahren Abrahams im Umkreis einiger Tagereisen beisammen. Tharah starb in Haran, Vers 32. Nach Kanaan sollte erst sein Sohn kommen, wie wir also lesen in 1. Mose 12,1. Hier sagt Gott zu Abram: Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft. Wäre nun Süd-Babylonien Abrams Vaterland, wäre seine Freundschaft dort zu suchen gewesen, hätte Gott nicht also gesagt. Wohin wurde Elieser, der treue Knecht Abrahams in Kapitel 24 geschickt? Vers 4 sagt deutlich: Ziehe in mein Vaterland und zu meiner Freundschaft und nimm von dort meinem Sohne Isaak ein Weib. Und wo stieg Elieser ab? In Haran. Also besagt auch diese Geschichte, dass Abrahams Heimatland nicht in Süd-Babylonien sondern in Nord-Mesopotamien war.



Im 24. Kapitel wird uns eine Brautwerbung à l'orient vor Augen geführt. Noch heutzutage finden solche Brautwerbungen statt. Es kommt dabei gar nicht darauf an, dass der Bräutigam seine Auserwählte zuerst von Angesicht sehen kann. Die Hauptsache bleibt doch immer die *Dschins* d. h. das Geschlecht, von welcher die Braut abstammt. Man möchte denken, dass es auf diese Weise wohl viele unglückliche Ehen geben müsste. Dem ist jedoch nicht so. Der christliche Ehestand in Urfa weist wenig unglückliche Ehen auf, trotzdem kein Ehemann seine Frau vor der Verheiratung sah. Der orientalische Jüngling sehnt sich nach dem Hochzeitstage, als nach dem Tage, an dem er endlich einmal sein Weib sehen und mit ihr einen eigenen Hausstand gründen kann. Mag er nun, nachdem er der jungen Frau am Hochzeitsabend den Schleier vom Gesichte gezogen, sie schön oder nicht schön finden, lieben wird er sie. Ein orientalisches Sprichwort bezeugt, dass man sich erst in den ersten Tagen des Ehestandes verliebe, also nicht vorher. Tatsache ist es ja auch, dass nicht die so bald verschwindende äusserliche Schönheit liebenswert sein soll, sondern der seelische Wert der Frau. In der christlichen Frau des Orients wird schon von deren Mutter der Gedanke grossgezogen, dass sie eine gehorsame Frau abzugeben habe, die durch allerlei Freundlichkeiten die Liebe des zukünftigen Mannes dauernd erwerben kann. Der Widerstandsgeist ist glücklicherweise bei den Frauen wenig ausgeprägt. Genussucht der Frau, die im Westen oft nicht wenig zum Familienunglück beiträgt, ist bei der Frau des Orients kaum bekannt. Daher können wir die christliche Ehe des Orients nach unsern Eindrücken nur loben.

Elieser fand am Brunnen vor Haran Rebekka, die dort Wasser holte. Noch heute sind es die Frauen und Mädchen, die, als Araberinnen unverschleiert, an den Brunnen Wasser schöpfen für Menschen und Vieh. Selten besorgt ein Mann diese Arbeit, obschon sie sehr anstrengend ist. Es war also kein besonderes Ansinnen, das Elieser an Rebekka stellte, wenn er sie bat, ihm Wasser zu geben. Und wie die freundlichen Araberinnen noch heute tun, so tat auch Rebekka, sie tränkte die durstigen Kamele des Fremden, – eine erstaunlich grosse Arbeitsleistung, denn bis etliche Kamele, die unter heissem Sonnenbrand einen weiten Weg gemacht haben, getränkt sind, braucht es manche Last Wasser.

Von Haran hören wir nochmals in 1. Mose, Kapitel 28 – 31. Jakob floh aus Kanaan und wandte sich nach Haran, wo auch er am Brunnen vor der Stadt mit einer arabischen Tochter, namens Rahel, zusammentraf. Haran muss wohl um jene Zeit schon ein bevölkerter Ort gewesen sein. Im Lauf der Jahrhunderte, Jahrtausende, wurde es eine grosse, befestigte Stadt, die

mehrmals von Feinden zerstört, aber immer wieder aufgebaut worden war. Und nun das

### **Haran von heute.**



*Das Haran von heute*

Ohne Zweifel ist, dass Haran einst eine bedeutende Stadt gewesen sein muss. Unter der römischen Herrschaft wurde die Stadt vorübergehend Karrhae genannt. Umgeht man heute das grossartige Trümmerfeld, so bracht man 1 ½ Stunden Zeit. Doch will man all die Trümmer einer genauen Besichtigung unterwerfen, so könnte man tagelang auf ihnen verweilen. Kolossale Granitsäulen liegen kreuz und quer umher, massive Gewölbe ragen teilweise aus dem Schutte heraus, prächtige, künstlerische Ornamente an den noch stehenden Bogen sowohl als auch an den da und dort herumliegenden Quadern führen uns die architektonische Kunst der Alten vor Augen. Einigermassen als Ganzes ragt der hohe viereckige Turm, inmitten der Steintrümmer, hoch und stolz als Wächter von Haran in die Luft. Das oberste Drittel desselben wurde aus Ziegeln erbaut. Innen ist er ganz hohl. Diese Ziegel sehen ganz merkwürdig aus, sie sind glashart, gelb, durch und durch mit schwarzen Punkten besetzt, die wohl von einer besonders schwarzen Erde herrühren. Niemand versteht heute, solche

Ziegel zu brennen, weil das Rezept hierzu verloren gegangen ist. Auch eine Fassade und ein 100 Meter langer, hoher Bogengang eines Tempels ragen noch altersgrau aus den Trümmerhaufen empor. Ach, dass uns der Tempel erzählen könnte. Welch hochinteressante Geschichte würde das geben! Am besten ist noch das Kastell von Haran erhalten. Es ist wohl auch neueren Datums.

Wer bewohnt nun das heutige Haran? Es sind etwa 100 Araberseele, die auf den Trümmern des alten Haran ihr armseliges Dorf aufbauten. Vier von diesen korbartigen Lehmhütten bilden gewöhnlich die Wohnung einer Familie, auch haben sie nur einen Eingang gemeinsam. Innen kann man von einem Korb zum andern gelangen. Eins von diesen 4 Zimmern dient als Wohn- und Schlafräum, ein anderes als Küche und Magazin und zwei andere werden als Ställe für das Jungvieh, als da sind Hühner, Gänse, Schafe, Ziegen und Füllen, benutzt. Diese Häuser werden nur zur Winterzeit bewohnt, die übrige Zeit des Jahres wird unter den schwarzen Zelten kampiert.

Vor einem Jahr wohnte Schreiber dieser Zeilen einen Abend und eine Nacht unter einem solchen arabischen „Bienenkorbe“ im Dorf *el hayat* bei Haran. Mehrere dunkle Arabergestalten kamen, um mich zu besuchen. Da es kalte Zeit war, wurden beständig dürre Dornsträucher verbrannt, was, da es kein Kamin gab, einen bösen Rauch verursachte. Hierzu gesellte sich noch der Rauch, den die Zigarretten der rauchenden Araber verbreiteten. Kaum konnte ich meine Augen offen halten, so sehr brannten mich dieselben. Obwohl der Raum sehr enge war, führten drei Araber einen graziösen Tanz aus. Auf meinen Wunsch, mir arabische Lieder zu singen, gingen sie gerne ein. Schön waren diese allerdings für mein, an die pustenden Kehllaute der arabischen Sprache noch nicht gewöhntes Ohr, nicht. Die braunen Gesellen hatten auch ihrerseits einen Wunsch an mich. Ich sollte ihnen auch singen nach deutscher Weise. Diesem Wunsche zu entsprechen, war mir leicht. Ich wählte das Kinderleid „Wer will unter die Soldaten“. Schön werden es die Araber gewiss nicht gefunden haben, wenn sie schon herzlich lachten und sagten „*adschajb*“ d. h. wunderbar, und noch nach mehr verlangten. Eine einzige Nacht in einer solchen Hütte zu schlafen, bedarf eines heroischen Mutes. Nun ja, – wenn man sich erst einmal an all das Ungeziefer gewohnt hat, – mag es angehen. Begreiflich ist es aber schon, dass auch die Araber gerne diese Lehmhütten so wenig als möglich bewohnen.

Wenn ich dem freundlichen Leser nunmehr berichte von dem in Haran befindlichen Rebekkabrunnen, so werden Sie geneigt sein, ein grosses

Fragezeichen zu machen. Aber ich bitte um ein wenig Geduld. Dass dieser Brunnen ein Denkmal aus ältester Zeit ist, bezeugt jeder, der ihn einmal mit eigenen Augen gesehen hat. Es führt eine Treppe zur Quelle hinunter, jetzt ist diese derart ausgetreten, dass man sie nur noch einen halbsbrecherischen Abstieg nennen kann. Alle Brunnen in Haran haben leichtsalziges Wasser, nur der Rebekabrunnen ausserhalb der Stadt hat süßes und nie versiegendes Nass. Noch heute holen hier von weit her die Frauen und Mädchen in Schläuchen Wasser und tausende von Schafen und andern Tieren werden hier getränkt. Bezeichnend für das Phlegma der Araber ist, dass sie den Abstieg zur Quelle nicht erneuern. Da kein anderer Brunnen weit und breit zu finden ist, der ein so altes, ehrwürdiges Aussehen hat, und der so fleissig benutzt wird, so darf man annehmen, dass dies der Brunnen der Rebekka war.



*Rebekabrunnen, Foto Hermann Christ (Archiv E. La Roche)*

Hieraus tränkte Rebekka, in ihr blaues Kleid gehüllt, mit goldenen Armspangen und Ohrringen behängt, den dürstenden Elieser und seine Kamele. Hieraus tränkte auch Rahel den stämmigen Jüngling Jakob, aus dessen schwarzen Augen unwiderstehlich tiefe Blicke leuchteten, und unter dessen *Kefié* (Kopftuche) zierlich mehrere schwarze kurze Zöpfe

hervorragten. Aus diesem Brunnen tränkte auch eine Rahel in blauem Gewande, viertausend Jahre später einen andern Jakob, der sich aber neben jenem ersten Jakob wohl armselig ausgenommen haben würde. Der freundliche Leser möge erraten, wer dieser Jakob war, er besass keine schwarzen Locken, keine Kamele und noch weniger konnte er wie Elieser der Rebekka tat, tun, nämlich dem Mägdlein als Geschenk für das köstliche Wasser goldene Armspangen geben, 1. Mose 24. 22.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Gegend von Haran, Serudsch und Urfa heute noch zu diesen fruchtbarsten Gebieten Mesopotamiens gehört. Die Wichtigkeit Harans wird sprichwörtlich ausgedrückt:

*Adsch olmas, gelir Haran*  
*Jock gelmes, olur weran.*

Das bedeutet: Wenn von Haran Getreide kommt, so hungert niemand, wenn aber keins kommt, dann kommt grosse Not.

Wenn nun erst einmal die Bagdadbahn fertig gebaut sein wird, dann wird Haran ein Kornstapelplatz sein. Doch bis dahin fliesst noch manche Welle den Euphrat hinunter.

## Und fiel unter die Mörder

Oktoberheft 1904

In der Mainnummer 1902 des „Christl. Orient“ wurde der Nomadenfürst Ibrahim Pascha, der seinen Sitz in Veranschehir hat, mit einigen Worten geschildert. Auch wurde in jenem Artikel erwähnt, dass Ibrahim Paschas Feinde die Karagetsche-Kurden seien, die an den Abhängen des Karadschadagh und südwestlich in einer fruchtbaren Ebene wohnen. Die Fehde zwischen dem Pascha und dem Chälil Beg, dem Haupte der Karagetsche, datiert nun schon von vielen Jahren her und von Jahr zu Jahr wurde der Streit heftiger. Der gegenseitige Raub von ganzen Herden, das Zerstören von Dörfern, ab und zu blutige Gefechte waren an der Tagesordnung. Man schätzte den jährlichen Verlust an Menschenleben auf etwa 1000, doch wird diese Zahl, die mir Kurden mitteilten, etwas zu hoch sein. Immerhin wirft sie ein grelles Licht auf die Lage der davon betroffenen Volksteile. Zu Anfang dieses Sommers nun kam es zu einem ernstlichen Zusammenstoß der sich befehdenden Parteien. Noch ist nicht abzusehen, wann dieser Bruderkrieg zu Ende sein wird. Beide Teile sind meist Kurden, doch ist unter ihnen auch arabisches Blut vertreten. Die Häupter sind von der türkischen Regierung ernannte Militärs. Ibrahim ist Pascha eines Distrikes und Chälil Beg ist Oberst. Beide Führer haben ansehnliche, reichlich mit guten Gewehren, Martini-System, bewaffnete Truppenkörper unter sich. Beschreiben wir erst einen Hamidié-Soldaten.

Vor allem besitzt er eine schöne, zuverlässige Stute, die er trefflich zu regieren versteht und die ihm alljährlich ein wertvolles Füllen bringt. Als Waffe trägt er in erster Linie eine 5 m lange Lanze, *myssrak* genannt. Hinten an deren Spitze sind kleine Münzen an Kettchen befestigt, die bei jeder Bewegung der Lanze rasseln. Diese Münzen dienen zur Verzierung. Zur Seite trägt der Soldat seinen gebogenen, sehr krummen Säbel. Ist er Besitzer eines guten Gewehres, dann hat er dies schussbereit vorn am tiefbuchtigen Sattel befestigt. Die Patronen, in einen kreuzweise über die Brust des Kämpfers gelegten Ledergürtel gesteckt, bilden einen beliebten Schmuck der Hamidiés. Besitzt er jedoch kein gutes Gewehr (dann gehört er nämlich schon zu den Soldaten zweiter Klasse), so hat er doch eine lange Flinte oder zwei alte Pistolen bei sich. Als Beweis, dass er zu den staatlich legitimierten Hamidiésoldaten gehört, hat er vorn an seiner schönen arabischen Kopfbedeckung ein Sultan-Monogramm mit Halbmond und Stern befestigt.

Dass nun in diesem Vorsommer zwischen den Truppen der beiden genannten Fürsten, also zwischen hohen Offizieren und Truppen der

kaiserlichen Regierung, ein ernstlicher Zusammenstoss stattgefunden hatte, erfuhren wir in unserer Stadt durch die Ankunft vieler Flüchtlinge, die von Nordosten her hier ein- und durchzogen. Es waren dies aus ihren Dörfern vertriebene Karagetsche-Kurden. Sie hatten Frauen, Kinder und viel Vieh bei sich. Unter diesen Flüchtigen befand sich auch der Chälil Beg und dessen Verwandte. Er wurde von der hiesigen Behörde gleich eingefangen, hat er doch gar manchen Überfall von Urfa-Karawanen auf dem Gewissen. Doch, wie dies hierzulande oft der Fall ist, er fand das klingende Mittel, das im Reiche Abdul Hamids auch die stärksten Kerkertüren öffnet. Freigelassen, zog er weiter nach Surudsch, um die dort wohnenden Kurden zum Kampfe gegen Ibrahim Pascha aufzuwiegeln. Auf der Rückreise nach seinem Gebiet wollte er in einem zum Stadtrayon gehörigen Dorfe übernachten, doch man wies ihn weg. Erst im vierten Dorfe nahm man ihn auf. Diesem Dorfe versprach er, um der Gastfreundschaft willen, Schutz, aber jene Dörfer, die ihn nicht aufnehmen wollten, werde er plündern lassen, was er dann auch später durch seine Horden richtig ausführen liess. Bald zogen grosse Scharen von Surudsch-Kurden, in ungeordneten Trupps, an unserer Stadt vorbei, zum Kampfe gegen Ibrahim Pascha. Auf dem hiesigen Markte wurden sämtliche Lanzen und Pistolen aufgekauft. Viele Krieger ritten zu Pferd, der grössere Teil war zu Fuss.

Dem Schreiber dieser Zeilen lief eine Truppe von etlichen 50 Mann Fussvolk über den Weg. Von etlichen dieser Irregulären wurde ich erkannt. Sie baten mich, doch als ihr Anführer mit ihnen in den Krieg zu ziehen. Doch ich hatte friedlichere und wichtigere Arbeit zu verrichten. Waren doch vom ersten Treffen her mehrere Verwundete in unsere Spitalpflege gebracht worden.

Den schauerlichen, monotonen Kriegsgesang singend, zogen die Krieger weiter. Jedoch schon nach etlichen Tagen kamen all die Surudsch-Kurden und mit diesen auch Scharen von Karagetsche-Kurden wieder als Flüchtlinge an Urfa vorüber. Auf Befragen, ob sie geschlagen worden seien, antworteten sie „*na*“ = Nein. „Wer kann dem Ibrahim Pascha entgegenstehen? Des Paschas Arbeit ist *metin* = gut, solid“ erwiderten sie. Ibrahim Pascha hält nämlich seine Soldaten in guter Pflege. Hinter seinen Truppen stehen hunderte mit Futter für Mensch und Vieh belastete Kamele. Seine Feinde hatten dies nicht. Wie Wilde waren sie in den Krieg gezogen. Noch ehe es zu einem Zusammenstoss kam, war den meisten schon durch den Hunger die Kriegslust vergangen. Und als sie erst das Heer Ibrahim Paschas sahen, entfiel ihnen der Mut gänzlich und sie begaben sich auf die Flucht.

Schon seit langer Zeit glich die nordöstliche Peripherie unserer Stadt einem grossen Zeltlager. Die Bewohner der neutralen Dörfern zogen nämlich mit Hab und Gut nach der Stadt, um in deren Schutze zu leben. So schlugen sie denn ihre Zelte, die sich von Tag zu Tag mehrten, ausserhalb der Stadt auf.

Eines Abends, als wohl Tausende von Flüchtlingen an Urfa nach Surudsch vorbeizogen, war eine grosse Aufregung unter der Stadtbevölkerung. Als die Nacht sich über die Stadt gesenkt hatte, fielen zahlreiche Schüsse im Zeltlager, und die Folge war, dass viele Bewohner der Vorstadt eiligst in das Innere der Stadt flüchteten. In den Cafés wurden die Lampen gelöscht. Alles geriet in grösste Aufregung. Von unserm, in der Vorstadt liegenden Waisenhaus kam ängstlich ein Bote, uns zu melden, dass die Vorstadt geplündert werde, und dass auch unser Waisenhaus bedroht werde. In schnellem Tempo ritt ich ins Waisenhaus, um dort die ängstlichen Seelen zu beruhigen. Die Soldaten der beiden Kasernen zogen, mit ihren Gewehren bewaffnet, im Sturmschritt in Feld! Jetzt tönte schon vom Felde her die Militärmusik zur Beruhigung vieler Stadtbewohner. Das Schiessen hatte aufgehört. Nach einer Stunde kehrten die Soldaten wieder in ihre Kasernen zurück, und es war wieder still geworden. Aber auf den Dächern der Stadt, wo die Bewohner sich zur Ruhe legten, wollte sich der Schlaf nicht einstellen. Die Menschen ergingen sich in allen möglichen und unmöglichen Vermutungen. Die gefürchtetste war die, dass Ibrahim Pascha gekommen sei, um die Stadt einzunehmen. Am Morgen endlich kam Licht in den Wirrwarr der Vermutungen. Die Ursache der Erregung war folgende:

Von den abends vorbeigezogenen Fussgänger-Flüchtlingen war einer offenbar der guten Meinung, dass es zu Pferde leichter als zu Fuss vorwärts ginge. Nachdem er erst die Dunkelheit der Nacht abwartete, band er schnell eine an den Zeltplöcken befestigte Stute los, schwang sich darauf und gallopierte in die Nacht hinaus. Sofort bemerkte der Zeltbewohner den Diebstahl, worauf er und viele andere Zeltbewohner ihre Flinten und Pistolen entluden. Doch was nützt dies? Der Dieb war weg, wohin wusste niemand. Dagegen verursachte das Schiessen die oben beschriebene Erregung der Stadt.

Wenn man nun glaubte, mit dem Rückzuge der Surudsch-Kurden wäre die Fehde beendet und das Land käme zur Ruhe, so würde man sich irren. Einige Zeit widmeten sich die Karagetsche-Kurden dem Plündern und Zerstören vieler Dörfer, auch solcher, die zum Stadtrayon gehörten. Erst in diesen Tagen, Ende August, sahen die Bewohner Urfas ein nächtliches



Schauspiel. Es loderten in der weiten Haran-Ebene hunderte von Kriegsfeuern. Was in Europa die Trommel und der Telegraph ausrichtet, das versieht hier das Kriegsfeuer. Auf einem erhöhten Punkte machen Dorfbewohner ein grosses Feuer. Sofort lodern auch in den Nachbardörfern Feuer auf. In zwei Stunden weiss eine mehrere Tagereisen sich erstreckende Ebene, dass man in den Krieg ziehen muss.

Was die nächste Zeit wieder bringen wird, wissen wir nicht, aber jedenfalls beendet sie die blutige Fehde noch nicht. Auf dem Wege in ein zwei Tagereisen von hier entferntes Städtchen sah ich noch grosse, weite, ungeerntete Kornfelder. Dies war Anfang August, zu einer Zeit, wo in dieser Gegend die Ernte schon seit Monaten fertig sein sollte. Die Bauern flohen und getrauen sich nicht zurückzukehren. In einem kleinen Gehölze, Mittagsrast machend, rief ich die nahen Dorfbewohner und bat sie, mir ein Gefäss zum Schöpfen des Wassers zu bringen. Wer erschien? Nackte Kinder und ein Mann, dessen ganze Bekleidung aus einem alten Fetzen bestand, der die Stelle des Hemdes nur höchst notdürftig versah. Er erzählte mir, dass das Dorf geplündert worden sei. Ihm hätten die Räuber alle Kleider geraubt. Aus diesen Lumpen (er zeigte auf seine Bekleidung) hätte er sich dann dieses Hemd zurecht gemacht. „Nur noch zwei Familien wohnen im zerstörten Dorfe. Unser Vieh, unsere Haus- und Feldgeräte, alles haben uns die Karagetsche geraubt“, erzählte mir dieser Kurde.

Selbst in Urfas Nähe geschehen solche Dinge. Mord und Raub von Menschen, die über Land gehen, gehören zur Tagesordnung. Es ist sehr traurig. Diesen Sommer verheerten einmal keine Heuschreckenheere die köstlichen Saaten, so kamen denn die Menschen selbst und zerstörten das, was Gott ihnen an Nahrung gegeben hat, ganz abgesehen von den vielen Menschenleben, die der Kugel oder dem Spiess zum Opfer fallen. Der Handel und Verkehr in den den Verkehr vermittelnden Städten liegt schon lange brach. Wer irgendeine Reise zu tun hat, führt sie nur unter Furcht und Zittern aus.

Doch soweit wir wissen, besteht diese Unsicherheit nur in Nord-Mesopotamien. Im benachbarten Vilajet Mamuret-ul-Uziz ist alles voll Lob über die gute Regierung, die einige wilde Kurdenhäuptlinge einfing, sich von diesen nicht Gold in die Augen werfen liess, sondern sie hinter dunklen Gefängnismauern festhält. Wann wird dieser glückliche Zustand sich auch in Nord-Mesopotamien einstellen?

Wir befehlen es mit all seinen leiblichen und geistigen Nöten dem Gott aller Barmherzigkeit.

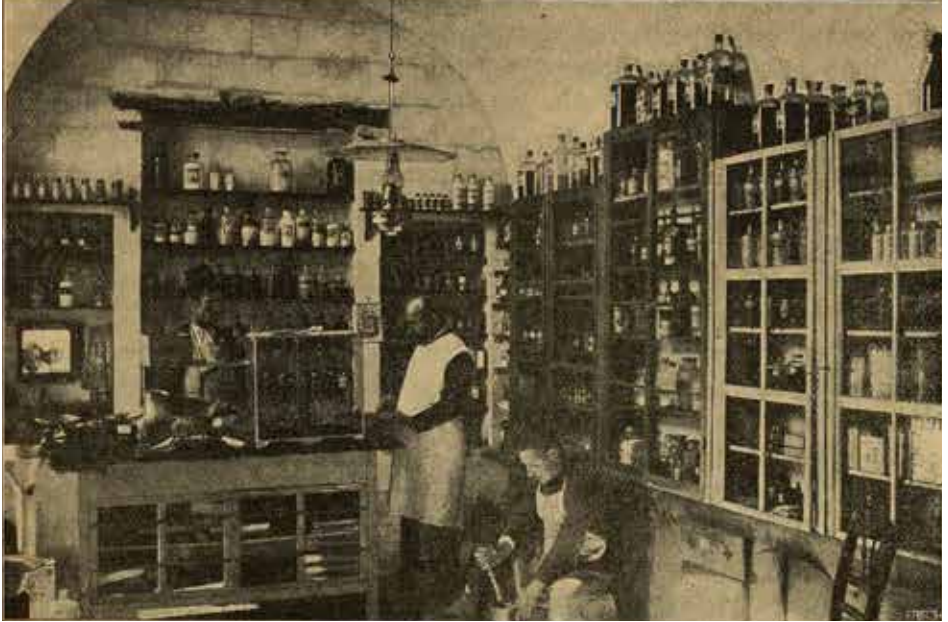
Zion hörets und ist froh.  
Die Töchter Judas sind fröhlich,  
Herr, über deinem Regiment.  
Psalm 97, 8

Welcher Mensch hat nicht Ursache fröhlich zu sein, wenn er einen Rückblick auf ein verflossenes Jahr wirft? Wer immer Augen zum Sehen und Nerven zum Denken hat, der wird viele Punkte finden, Erlebnisse, bei denen er sich gefreut hat, in der sichern Gewissheit: Da hat der Herr regiert, dies hat der Herr getan. Wenn dies im Leben des einzelnen, auf Gott vertrauenden Menschen schon wahr ist, wie viel mehr muss dies wahr sein im Leben ganzer Familien, Gemeinden und Völker? Am meisten aber werden doch Zion und die Töchter Judas Ursache haben, fröhlich über des Herrn Regiment zu sein, sintemalen es auf allen Punkten des Gottesreiches voran geht.

Aber auch so ein kleines Spital, so eine ärztliche Mission, wie wir sie in Urfa haben, hat Ursache genug, sich über des Herrn Regiment zu freuen. In der Tat, wir sind auch froh über Sein Regiment, wenn wir auf das Jahr 1904 zurückblicken. Wohl seufzten wir zu Anfang des Jahres noch immer über den Verlust des in Urfa, und besonders in unserem Werke unvergesslich bleibenden Dr. Christ. Aber die Arbeit war doch da. Und in Dr. Avedis Djebegian hatten wir ja einen guten Arzt. So ging es denn auch bei uns, wie es oft nach schmerzlichen Verlusten geht. Zeit und Arbeit linderten den Schmerz. Noch etliche Wochen Geduld – und wir werden in Urfa einen würdigen Nachfolger von Dr. H. Christ haben. Die Bemühungen, einen Nachfolger zu finden, blieben lange ohne Erfolg. Erst im November gelang es, Herrn Dr. Andreas Vischer aus Basel zu gewinnen. Derselbe ist ein Mann, der durch seine Leutseligkeit sowohl als auch durch seine Tüchtigkeit der Liebling des Pflegepersonals und der Kranken des Basler Bürgerspitals geworden ist. Als wir dies schreiben, ist der langersehnte, zukünftige Vorsteher unseres Missionszweiges bereits auf dem Wege nach Urfa. Wie freuen wir uns doch, ihn bald zu haben! Wir halten es fest im Glauben, dass auch die Sendung dieses Mannes dem Regimente unseres Herrn zuzuschreiben ist – und darum sind wir fröhlich.

Im letzten Frühjahr verliessen wir, mit Apotheke, Klinik und Spital unsere 4 Jahre innegehabten Mietsräume und bezogen ein eigenes Gedinge. Als wir einziehen mussten, war die nötige Bauerei zwar noch nicht beendet, doch vollendete sich auch diese langsam, und sind wir nun

schon ganz heimisch geworden. Das ganze 10'000 Mark kostende Grundstück samt vielen Gebäuden war ein Geschenk der Schweizer Freunde und wurde durch Herrn Dr. Christ noch gekauft und von uns passend hergestellt. Gott segne unsere Freunde in der Schweiz, Gott segne auch Herrn Dr. Christ, durch den wir zu diesem schönen Geschenke gekommen sind!



*Apotheke in der Klinik in Urfa*

Mitte Juli wurden wir vom armenischen Arzte verlassen, da dieser zur Bereicherung seines Wissens einige europäische Kliniken besuchen wollte. Im September verliess uns auch Abraham Effendi, unser langjähriger, treuer Assistenzarzt und Apotheker, um in Beirut seine Studien zur Erlangung eines Apotheker-Diplomes zu beendigen. In steter Erwartung, dass nun bald ein Arzt aus Deutschland kommen werde, wurde Anfangs von der Gewinnung eines neuen, armenischen Arztes abgesehen. Als aber im September Tag für Tag neue Verwundete vom Kurdenkriege östlich von Urfa sich in unserer Klinik einfanden, und von einem kommenden Arzte aus der Heimat nichts vernehmbar war, da wurden wir genötigt, uns nach einem Arzte umzusehen. Dr. Elias Aroyan, der damals neu nach Urfa kam, wurde willens, bis zur Ankunft eines neuen Chefs in unserem Werke als Arzt tätig zu sein. Mit Beginn des Monats Oktober kam auch unser

diplomierter Apotheker, ein Armenier aus Charput, namens Karekin Effendi, den wir schon im Juli, als er noch in Beirut in der Schule war, engagierten. Von diesem Zeitpunkt an war also auch den türkischen Gesetzen Genüge getan, welche verlangen, dass der Apotheker ein Diplom haben müsse. Es sei übrigens bemerkt, dass uns von türkischer Seite noch selten Schwierigkeiten gemacht worden waren, wenn schon Jahre lang in unserer Apotheke ein undiplomierter Apotheker amtierte.

Die Arbeit in unserer Klinik war, wie vorstehende Statistiken zeigen, wieder keine geringe. Trotzdem unsere alte Klinik früher in der Stadt und jedem leicht zugänglich war, jetzt aber ausserhalb derselben auf einem Hügel liegt, und also auch schwerer zu erreichen ist, hat die Besucherzahl nicht abgenommen. Immer mehr finden sich auch die armen kranken Moslims in unseren unentgeltlichen Sprechstunden ein. In den bezahlten Privatsprechstunden sind die Mohamedaner in starker Mehrzahl vertreten. Bezeichnend ist auch die Operationsstatistik, wo von 369 operierten Kranken 200 Moslem waren. Auch fast die Hälfte der Spital-Kranken waren Anhänger des Islam. Am meisten bringen die Kurden Kranke zur Operation. Nur kommen sie oft erst, wenn es zu spät ist. Letzthin wollte uns sogar ein Kurde zwingen, ihm eine Geschwulst aus dem Leibe zu schneiden.

Am wenigsten Vertrauen in unsere Operationen hat bis jetzt der Araber. Er, der Bewohner der Steppe, besorgt das Operieren selbst, das zeigen grosse Brandmale, die er an den verschiedensten Körperstellen aufzuweisen hat. Gegen jeden Schmerz wendet er *nar* d. h. Feuer an. Zum Beispiel: Djûmo hat schon lange Magenschmerzen. Nun ist *nar* nötig. Eisen werden zu diesem Zwecke glühend gemacht, die Stelle über dem Magen von Kleidern entblösst; einige Männer setzen sich auf die Brust und Beine des liegenden Kranken und dann kommt der Mann mit den *nar* (glühenden Eisen) und macht eine breite tiefe Brandwunde über dem Magen. Das soll famos gegen Magenweh sein. Probatum est! Doch über arabische und kurdische Medizin sollen in diesem Blatte bald einmal extra einige Zeilen zu lesen sein.

Unsere Klinik versah im letzten Jahr auch einmal Rotkreuzdienst. Wie schon erwähnt, bekriegten sich die Kurden, welche zwischen Diarbekir und Urfa wohnen. Eine grössere Anzahl von Leicht- und Schwerverwundeten der feindlichen Parteien suchten unsere ärztliche Hilfe. Diejenigen, welche gleich nach der Verletzung in unsere Klinik kamen, fanden meist rasche Heilung. Andere dagegen, welche erst kamen, nachdem kurdische Ärzte bereits ihre Kunst versucht hatten, mussten lange in unserer Pflege

bleiben, ja zwei davon starben trotz bester Pflege. Der eine hatte einen Schuss in die Lunge bekommen, und dem anderen hatte die Kugel den Oberschenkel zertrümmert. Letzterer wäre gewiss zu retten gewesen, würde er gleich von Anfang an sich unserer Behandlung anvertraut haben. Er kam jedoch erst, als ihn die eingetretene Eiterung bis an den Grabesrand gebracht hatte.

Als Ibrahim Pascha, der Sieger des Krieges, bei seiner Visite in Urfa auch den Verfasser dieser Zeilen besuchte, erwähnte Letzterer auch die vollbrachte Rotkreuzarbeit vom vergangenen Sommer.

Es scheint auch im neuen Jahre wieder Rotkreuzarbeit zu geben. Die Surudj-Kurden sollten sich mit dem Ibrahim Pascha aussöhnen. Durch ihre Verweigerung haben sie dem Pascha den Fehdehandschuh hingeworfen. Voraussichtlich wird der nächste Sommer zu einer neuen, blutigen Austragung führen und infolgedessen werden Verletzte wieder zu uns sich flüchten.



*Hof der Urfa-Klinik*

Unser schönstes und liebstes Arbeitsfeld ist immer wieder in unserm zwar noch immer kleinen Spital. Hier treten wir den Kranken nahe, hier

lernen wir die Menschen näher kennen, lernen uns hineinzudenken in die Welt der Kranken der so verschiedenen Völker. Auch wir werden von den Kranken besser erkannt. Unser Leben, unser Wandel wird da vor dem Kranken offenbar, einem offenen Buche gleich, darinnen mancher lesen kann, ob er auch sonst ein Analphabet wäre. Gar manch aufrichtig gemeintes Gebet steigt da aus rohem Herzen des Kurden oder des Arabers auf zu Allah, als Dank für erhaltene Liebe und Pflege. Gar mancher, der sich zu den Christen zählt, lernt im Spital etwas Neues, das ihm vorher fremd war. Dass in unserem Spital Christ und Moslem nebeneinander liegen müssen, ist etwas sehr Gutes. Da, in gemeinsamem Schmerze, lernen sich doch diese feindlichen Brüder näher kennen. Ach wie tief ist doch der gegenseitige Hass, wie fast unüberbrückbar die Kluft, die diese beiden Menschen, Kinder ein und desselben Landes, voneinander trennt. Nichts mag wohl mehr zur Annäherung derselben beitragen als gemeinsame Not, gemeinsame Krankheit. Im Spital soll auch der sonst immer befehlende Moslem sehen, dass vor uns gleiches Recht für alle Menschen gilt. Der Christ aber, dessen Herz den Hass gegen den Moslem schon mit der Muttermilch einsog, sieht, wie auch unsere Herzen dem Moslem in Liebe entgegenschlagen und es nicht Heuchelei ist, wenn wir für ihn alles zu tun bereit sind.

Unser Spital, in das während des ersten Jahres seines Bestehens die Kranken nur unwillig gingen, oft aber auch deren Angehörige einem Verbringen derselben in das Spital entgegenstanden, wird immer mehr als Segensstätte für alles Volk empfunden. Es kommt sogar jetzt oft vor, dass Kranke dringend im Spital Aufnahme wünschen, ja dass auch Angehörige von Kranken uns diese bringen möchten, wenn wir eine Spitalaufnahme auch nicht für nötig finden. Ein erfreulicher Umschwung!

Auf schnaubendem Rosse kam eines Morgens ein Offizier angesprengt. „Bringe von Surudj einen Schwerkranken! Soll im Spital bleiben! Bitte macht ein Bett warm!“ war seine Meldung. Nach einer Stunde wurde der Kranke auf Eselsrücken, in einer Bahre liegend und mit Pelzen ganz eingehüllt, gebracht. Wir erschrakten, als das magere Gesicht zum Vorschein kam und dachten: ein Todeskandidat! Ein hartnäckiges Darmleiden hatte den Ärmsten an den Rand des Grabes gebracht. Der meldende Offizier, Bruder des Kranken, wurde von Adana nach Surudj gerufen, an das Krankenbett seines Bruders. Er erkannte ganz richtig, dass nur eine gute Spitalpflege imstande sein könnte, den Bruder vom sonst sichern, baldigen Tode zu retten. Der zum Skelett abgemagerte Chälil Agha, so hiess der Kranke, genass langsam unter sorgfältiger Pflege. Nach sechs Wochen Aufenthalt im Spital ward er wieder so weit hergestellt, dass er

sich in den Sattel schwingen konnte und fröhlich nach Surudj abreiste. Ohne Zweifel hat er, der Dorfälteste, manche gute Eindrücke im Spital gesammelt. Er, der gewohnt war, stets nur zu befehlen, musste noch gehorchen lernen. Wie viel kostete es ihn doch, das Fluchen sich abzugewöhnen. Bezeichnend für die Kurden, wie auch überhaupt für die Moslems war es, wie der doch schon 50 Jahre alte Mann, als er hoffen konnte, wieder gesund zu werden, sich meist mit dem Gedanken einer nochmaligen Verheiratung beschäftigte. Hatte er doch schon drei Frauen gehabt, von denen noch eine lebte! War es denn noch nicht genug?

Unter den ersten Kranken, welche unser neubezogenes Spital bewohnten, war auch Issen, ein Syrer aus einem 15 Stunden entfernten Dorfe. Trotz vollzogener Operation wurde sein Leiden nicht behoben, sondern es verschlimmerte sich sein Zustand von Tag zu Tag. Anfangs lag er allein im Krankenzimmer. Doch eines Tages wurde ein junger Araber ebenfalls operiert, der ihm Gesellschaft leisten sollte. Am folgenden Morgen ergriff der Araber die Flucht. Er verzichtete darauf, erst seine Heilung abzuwarten. Wir sahen ihn nie wieder, erfuhren aber später folgendes, fast Unglaubliches, das uns seine Leute erzählten: Issen, der wohl fühlte, dass es mit ihm zu sterben gehe und der die Schuld ganz unserem Doktor zuschrieb, hatte den Araber aufgefordert, doch ja, so lange er noch gehen könne, aus diesem verhexten Hause zu entfliehen, denn wir, das Krankenpersonal mitsamt dem Doktor seien Juden und töteten die Kranken heimlich. „Ach, dass ich diesen bösen Menschen in die Hände lief! Jetzt – ach es ist zu spät, ich kann nicht mehr, ich kann nicht fliehen, weil ich zu krank geworden bin. Du aber fliehe!“ So soll Issen gesprochen haben. Der Araber, der schon von Ritualmorden der Juden gehört hat, liess sich die Geschichte nicht zweimal erzählen, sondern floh, dieweil er noch imstande war zu gehen. Wie konnte Issen, der Arme, dazu kommen, uns für Juden zu halten? Wahrscheinlich haben wir in jenen Tagen ihm aus den Psalmen einige Verse vorgelesen oder aus den Propheten. Nun er aber nur höchst unvollkommen türkisch, er wohl auch unsere Freundlichkeit, womit wir ihn pflegten, nicht recht verstand, schloss er, wir müssten verkappte Juden sein. Hierzu kam noch unglücklicherweise, dass es ihm schlechter ging, und er auch dann bald starb.

Alexander hiess einer unserer Waisenknaben, 12 Jahre alt, welcher wegen Blasenstein bei uns operiert wurde. Der zu Tage geförderte Stein übertraf alle bis jetzt hier durch Operationen entfernten Steine. Er war von der Grösse eines Eies. Schon seit Jahren ein schwächlicher Junge, konnte er die Strapazen einer solchen Operation leider nicht mehr ver-

tragen. Drei Tage nach der Operation starb der von allen Waisenkindern und von den Eltern geliebte Junge.

Scherife, eine sonst lustige, starke Kurdenfrau fiel die Treppe hinunter, wobei sie sich den Arm brach. Erst wurden die Hauptärzte Urfas, die Barbieri, gerufen. Diese banden den verletzten Arm derart fest, dass er abstarb. Mit totem Arm wurde die Kranke uns gebracht. Eine sofortige Amputation trennte das tote Glied vom lebenden Körper – und die Kranke ward gerettet. Aber leider war sie nun ein- und linksarmig geworden. Zweifellos würde sie jetzt noch beide Arme haben, wenn sie nach sofortigem Falle unsere Hilfe beansprucht hätte.

Sino und Alo waren zwei kriegsverwundete Kurden. Der Erstere konnte erst nach fünfmonatigem Spitalaufenthalte wieder nach Hause gehen. Ein Geschoss zertrümmerte ihm die Unterschenkel und die Fussgelenkknocken. Man besann sich, ob es nicht das Beste wäre, das Bein gleich zu amputieren. Jedoch wollten wir erst versuchen, ob das Bein nicht doch noch zu retten wäre. In langen Sommernächten, wenn ihn der heftige Schmerz oder die stechenden Mücken nicht schlafen liessen, dann sang er laut seine tiefmelancholischen Weisen, so dass sich wohl ein Stein hätte erbarmen mögen. Sino war uns, obwohl wir nur mangelhaft mündlich mit ihm verkehren konnten, in der langen Zeit seines Hierseins ein lieber Freund geworden. Zum ersten Male sahen wir, dass es auch unter den Kurden zärtliches Familienleben gibt. Sein Weib, gross und stark, im Benehmen einem Kinde gleichend, besuchte mit ihrem einzigen Kinde, einem Säugling, den sie sich auf den Rücken band, jeden Monat einmal den kranken Mann. Dann durfte sie einige Tage lang tagsüber beim Manne bleiben. Die Freude, welche das jeweilige Wiedersehen hervorrief, die Tränen, die vor und nach dem jedesmaligen Scheiden vergossen wurden, sowie auch die Tapferkeit, womit das starke Weib ihren Mann tröstete und zum Ausharren aufmunterte, liessen uns Blicke tun in das Heiligtum einer edlen Kurdenfamilie.

Alo war ein alter Scheich, Verwandter des Sino. Er wurde von seiner noch jungen baumstarken Frau regiert. Wie die wollte, so musste es geschehen. Also selbst unter muhamedanischen Völkern, wo die Frau verhältnismässig wenig Wert hat, kommt es vor, dass, um eines deutschen Ausdruckes sich zu bedienen, die Frau die Hosen an hat. Wie die marktete mit uns, als es sich um den Preis handelte, den sie uns für die Verpflegung geben musste! Statt 10 Silberlinge wollte sie uns erst nur 4, dann 6 und nachher 8 geben. Erst als wir drohten, den Kranken fortzuschicken, machte sie die 10 Silberlinge voll. Alo wurde auf dem Pferde verwundet,



von einer Lanze, die ihm der Feind zum Rücken hinein bis vorn zur Brust hinausstiess. Nur langsam ging es mit seiner Genesung voran. Als es erst wenig besser geworden war, konnte er seinem Heimweh nach dem fernen Dorfe nicht widerstehen. Die in Aussicht stehende Heilung konnte er nicht erst abwarten, er zog heim.

Der die Braut abholende Freund des Bräutigams, Abdallah, ein Araber, sollte dem Bruder der Braut das übliche *Bakschisch* (Trinkgeld) geben. Als Abdallah damit nicht schnell genug herausmachte, feuerte der hitzige Bruder seine Pistole ab – und geschehen war das Unglück! Die rechte Hand des Arabers wurde elend verstümmelt. Der Regierungsarzt, wohin Abdallah sich zuerst wenden musste, sandte ihn zu uns. Um eventuell einen Teil der Hand noch zu retten, wurden nur zwei Finger beseitigt, die übrige Wunde gut gereinigt und verbunden. Doch nach zwei Tagen war die Sache besiegelt, die ganze Hand musste entfernt werden. Aber dies gaben weder die Verwandten, noch der Kranke zu. Alle unsere Überredungskünste nützten nichts. Die Vormalung des nahen, drohenden Todes fruchtete auch nichts. Wir beschworen seine Frau, Mutter von bald 4 Kindern, doch um dieser willen die Operation zuzugeben; jedoch umsonst. Nach einigen weiteren Tagen stellten sich die Boten des Starrkrampfes ein. Auch jetzt wollten die armen Menschen noch nichts von Amputation wissen. Die Finger werden schon heilen, wenn sie auch nachher unbrauchbar würden, das mache nichts, meinten sie. Jetzt wollten wir den Kranken auch nicht länger im Spital behalten. Er musste nach Hause. Als der Diakon zwei Tage später zum Verbandwechsel in das Haus des Arabers ging, war ein grosses Getümmel daselbst, ein Zeichen, dass der finstre Tod hier seinen Einzug gehalten hatte. Die sich blutig kratzende Frau, ein Bild des grössten Jammers, stand, sich auf die Brust schlagend, weinend vor dem Diakon, auf die Kinderlein hinweisend. „Ach, warum haben wir deinen Worten nicht gehorcht“, so klagte sich die erbarmungswürdige Frau an. Wie einst Jesus im Hause des Jairus die Getümmel machenden Leute hinaustrieb, sagend: „Sie schläft nur“, und darnach das Mägdlein auferweckte, so hätte der Diakon um der Waislein willen gerne ein Gleiches getan und gesagt: „Weinet nicht, er schläft nur“.

Schwester Anna, unsere treue, nun schon drei Jahre bei uns Kranke pflegende Schwester, musste auch im vergangenen Sommer wieder 5 Wochen als Patient das Spital beziehen. Sie hat ja nur ein Auge und dieses wurde wieder krank, wie schon einmal vor einem Jahre. Gottlob durfte es gelingen, das Auge wieder herzustellen. Auch ihr Bruder musste sich in diesem Jahre ein Auge entfernen lassen. O dieses Land mit den vielen schlechten Augen!

Auch eins unserer Missionsgeschwister bezog für etliche Tage unser Spital. Fr. Karen Jeppe wurde pockenkrank. Wir behandelten sie erfolgreich mit rotem Licht. Die Krankheit liess nicht die geringsten Spuren zurück.

Entsetzlich war es, wie seit letzten Oktober in Urfa und Umgebung die Pocken wüteten. Leider finden die Einwohner, man müsse um der Pocken willen keinen Arzt rufen. Diese Krankheiten kennen nur die Hausfrauen. Wenn dann aber Kinder erblindet waren, dann geht man zum Arzt und bitten ihn: *hajran, kurban, Doktor Effendi, bunun gjösleri adsch!* d. h. Erbarmen, Herr Doktor, öffne doch diesem die Augen. Nicht weniger als 10 solcher blinden Geschöpfe sind uns gebracht worden. Und wieviele mögen erst noch in der Stadt und in den Dörfern erblindet sein, die man nicht zum Arzte bringt. Die Regierung liess durch Barbieri viele Menschen impfen mit Impfstoff von Menschen. Da kam es dann oft vor, dass darauf die Pocken beim Geimpften am ganzen Körper hervorbrachen und ihn jämmerlich entstellten. Wenn man durch die Stadt ging, konnte man oft pockenranke Kinder mit noch gesunden in den Strassen spielen sehen. Wie immer zeigten sich auch hier die meisten Moslems den Verhütungsmassregeln gegenüber stumpf, weil die Lehre von den Mikroorganismen nicht im Koran steht.

Aus all diesen kleinen Berichten haben unsere Missionsfreunde wohl gesehen, dass unser ärztliches Missionswerk nicht müssig am Markte stand, sondern tätig in das Leben des engeren Orients durch Pflege und Fürsorge für Kranke und viel mehr eingreift, und hierdurch für das Reich Gottes Boden bearbeitet. Und dass dies geschehen konnte, ist zum grossen Teil auch Ihnen, liebe Missionsfreunde, zu danken. Ihr habt uns die Hände wacker gemacht.

Auch im neuen Jahre bedürfen wir wieder Eurer Hilfe. Mehrere Betten müssen neu angeschafft werden, wodurch unsere Ausgaben noch grösser werden.

Besonders nötig haben wir Bettzeug und Bettwäsche und wir würden herzlich dankbar sein, wenn solches wirklich geschickt werden könnte. Doch nicht minder Not als materielle Hilfe tut uns das Händeaufheben der Missionsfreunde

Dieweil Mose seine Hand emporhielt siegte Israel.  
2. Mose 17.11

## Der Kurdenarzt

November- und Dezemberheft 1905

Er ist eine vielbegehrte und hochangesehene Persönlichkeit, dieser Kurdenarzt. Auf den feinen Stuten seiner Kranken macht er seine ärztlichen Visiten. Er braucht kein eigenes Pferd, die Verwandten der Kranken bringen ihm gerne ein solches selbst. Wenn Dr. Samo, so wollen wir unseren Arzt nennen, einmal in der Stadt seine eigenen Verwandten besucht, so ist seines Bleibens gewöhnlich nicht lange, weil schwerbewaffnete Kurden aus den Dörfern ihren Dr. Samo wieder nötig haben. Bei der wilden, leidenschaftlichen Art der Kurden gibt es eben fast täglich neue Stich- und Schusswunden, zu deren Behandlung unbedingt Dr. Samo nötig ist.

Dr. Samo ist ein energischer und fröhlicher Mann, der es versteht, mit den Kurden umzugehen. Wenn er auf seine Visiten geht, so ist er in Tracht und Haltung ganz einem Kurden gleich. Ein grosses Waidmesser trägt er im ledernen Gürtel, an dem noch eine Pulvertasche und eine Tabakstasche befestigt ist, auf dem Rücken die für jeden Kurden unerlässliche Doppelflinte. Nur die Religion unterscheidet ihn von den Kurden. Er ist ein protestantischer Armenier. In der unheilvollen Zeit der Massakres war er noch kein Arzt, sondern wohnte, als 20jähriger Jüngling, in der Stadt. Während in dieser in jenen Tagen 7 – 10'000 seiner Volksgenossen abgeschlachtet wurden, half sich Samo dadurch, dass er vom Dache seines Hauses aus täglich fünfmal *Allah akbar*, den Gebetsruf der Muhammedaner, ausrief. Bis zur Stunde wird Dr. Samo wohl noch nicht sehr viel evangelischen Einfluss auf die Kurden ausüben. Doch möchte der Schreiber dieser Zeilen hierüber kein Urteil abgeben, da er ihn von dieser Seite her noch zu wenig kennt.

Ein Diplom, das Dr. Samo zur Ausübung seines ärztlichen Berufes befähigte, besitzt er allerdings nicht. Und doch ist die ärztliche Tätigkeit in der Türkei an ein Diplom gebunden. Aber unser Samo arbeitet ja in Kurdistan, wo überhaupt wenig nach den türkischen Gesetzen gefragt wird. Auch wird noch viel Wasser den Euphrat und Tigris hinunter fließen, bis einmal ganz Kurdistan mit türkischen Ärzten versehen sein wird. Die Kurden haben noch lange solche Ärzte nötig, wie Dr. Samo einer ist. Als einst ein hoher türkischer Offizier den Samo bei Ausübung seines Berufes fand, verlangte er dessen Diplom. Aber Dr. Samo antwortete: „*burada diploma né geziyor, burada Kürdistan dir*“ d. h. „Was soll hier in Kurdistan ein Diplom?“ Und er fuhr fort: „Letzte Woche haben die Kurden hier drei schlechte Menschen erhängt. Haben sie sich dazu Erlaubnis vom Sultan

geholt? – Nein. – Ohne Erlaubnis darf doch aber keine Todesstrafe vollstreckt werden? Warum holten sie sich nicht Erlaubnis? Weil hier Kurdistan ist.“ Als der Offizier dem Samo drohte, er würde ihn nach Malatia bringen und ihn dort ins Gefängnis werfen, erwiderte der Doktor, er möge sich erinnern, dass er selbst augenblicklich bei den Kurden sei, die ohne Zweifel bei seiner Verhaftung auch noch ein Wörtchen mitreden würden. Der Offizier fand es denn auch im Interesse seiner eigenen Haut geratener, von der Verhaftung des Dr. Samo abzustehen.

Welche Kenntnisse besitzt denn nun unser Dr. Samo? Wo hat er sich dieselben angeeignet? Dickleibige Bände über alle Arten von Krankheiten hat er nie gelesen. Auch zählte er nie unter die Hörer irgendeines Professors einer medizinischen Fakultät. Anatomie, Pathologie und Therapie sind Wörter, die für ihn ebenso gut die Namen spanischer Dörfer sein könnten. Dennoch lernt er die Anatomie, aber an seinen Kranken. Wenn er zum Beispiel heute an irgend einem Kranken einen Schnitt machen muss, und er verletzt dabei eine grössere Ader, so weiss er ein für allemal, dass er an der gleichen Stelle nie wieder einschneiden darf. Aus seiner Krankenbehandlung sollen nun im folgenden dem Leser einige Bilder vorgeführt werden. Der nicht mutige Leser, oder die ängstliche Leserin tut jedoch jetzt am besten, nicht weiter zu lesen, oder doch wenigstens das Eau de Cologne-Fläschchen zur Hand zu nehmen. Soll doch einst in einem Samariterverein, als ein Lehrer einen Beinbruch an die Wand zeichnete, eine Schülerin ohnmächtig geworden sein.

Gegen sehr viele Krankheiten, z. B. gegen Rheumatismus, Magen- und Darmleiden, Kopfschmerz und auch oft gegen Augenkrankheiten, wendet der kurdische Arzt das „*dach*“ an, d. h. das glühende Eisen. Bei den Arabern spielt dieses „*dach*“ eine noch grössere Rolle. Dort werden auch angeschwollene Drüsen mit dem Glüheisen angebrannt, was natürlich selten Erfolg hat. Dr. Samo nun wendet das glühende Eisen am meisten gegen rheumatische Schmerzen an. Als Rheumatismus, hierzulande „*jyl*“ genannt, sehen die Eingeborenen fast jedes Magenleiden, ja selbst Darmleiden an. Es muss operiert werden, heisst es dann. Wie geschieht dies? Zuerst werden einige fingerdicke, runde Eisenstäbe an einem ihrer Enden glühend gemacht. Ist diese Arbeit im Gange, so wird der Patient auf dem Boden auf den Rücken gelegt und die Stelle, wo der Schmerz ist – nehmen wir an, es sei die Magengegend – entblösst. Auf jedes Bein und jeden Arm und auch auf die Brust setzt sich jetzt je einer der handfesten Kurden. Die Operation beginnt. Ruhig nimmt Dr. Samo eins der glühenden Eisen, und brennt eine talergrosse Stelle in die Haut über dem Magen. Ist dies geschehen, wird noch ein zweites Loch gebrannt, zuweilen sogar noch ein

drittes. Sollte es dem Patienten einfallen, während der Prozedur etwa einen Schrei, oder ein anderes Zeichen des Schmerzes laut werden zu lassen, so würde er von den Zuschauern nur ausgelacht werden.

Ein alter, reicher Dorfältester in Kurdistan zeigt seinen Gästen gerne seinen entblösten Kopf, auf dem merkwürdig geformte, alte Narben sichtbar sind. Diese, jetzt haarlosen Stellen rühren von Brandwunden her. Eine geht rings um den Schädel herum und zwei andere gehen von dem Ringe aus kreuzweise über den Kopf. Der Älteste erzählt folgendes:

„Jahrzehnte lang war ich immer augenkrank, so dass ich nichts arbeiten konnte und viele Schmerzen ausstand. Alle Mittel, die ich gegen dies Leiden benützte, halfen gar nichts. Da, Gott sei gelobt, kam Dr. Samo in unser Dorf, dem ich mein Leid auch klagte. Der sagte mir, er kenne ein Mittel, nur sei dessen Anwendung sehr schmerzhaft, er meine das „*dach*“. Ich sagte: nur zu, ob ich noch ein wenig mehr Schmerzen habe oder nicht, darauf kommt's nicht an, wenn's nur hilft. Und so brannte mir denn dieser Dr. Samo *allah rasi olsun*, d. h. Gott segne ihn! die Brandwunden in den Kopf, deren Narben jetzt noch an meinem Kopfe sichtbar sind. Drei Monate waren zur Heilung nötig. Die ganze Augenkrankheit wurde durch dieses „*dach*“, durch diese Wunden, langsam herausgezogen und seither, *nischkur Ullah* (Gott sei Lob) sind meine Augen ganz gesund.“

Das Augengeschwür ist eine sehr häufige und furchtbar schmerzliche Krankheit, die manchem Kranken schlaflose Nächte und fast zum Wahnsinn treibende Schmerzen verursacht. In solchen Fällen ruft ein Kranker mehr denn je um Hilfe und Erbarmen. Mit Atropin, Cocain und Morphium kann glücklicherweise mancher Schmerz gelindert werden, aber solche Mittel finden sich nur in Städten und dürfen, um ihrer Gefährlichkeit willen, nur von geschulten, diplomierten Ärzten verabreicht werden. Der Kranke im Dorfe entbehrt solcher Mittel gänzlich. Nun ist es fast unbeschreiblich, was alles in solch ein krankes Auge bei Menschen, die in den Dörfern wohnen, getan wird. Ich will einige Mittel nennen, deren sich kurdische Augenärzte bedienen. Das ungefährlichste ist das Weisse des gekochten Eies, welches unter das Augenlid getan wird und leicht schmerzstillend wirken soll. Doch genügt dies meist nicht, den heftigen Schmerz zu stillen. Man greift daher zu drastischeren Mitteln. Desinfizierend und zugleich auch schmerztötend wirkt das Wasser kleiner Kinder, welches noch frisch in das schmerzende Auge gegossen wird. Gestossener Zucker, geriebener schwarzer Pfeffer, Tabak, ja nicht selten auch Spiritus werden in das kranke, schmerzende Auge getan. (Was tut der Kranke in seiner Not nicht alles!) Diese letzteren Mittel vermehren

begreiflicherweise anfangs den Schmerz nur noch mehr, jedoch bald lässt der Schmerz nach. Nur zu oft ist es aber jetzt auch mit der Sehkraft des Auges teilweise oder ganz vorbei. Auch unser Dr. Samo benutzt, in Ermangelung besserer Mittel, die oben beschriebenen.

Das weitverbreitetste Augenleiden ist das Trachom, die ägyptische Augenkrankheit, die nur zu oft zu völliger Erblindung führt. Doch frühzeitig richtig behandelt, kann sie meist geheilt werden. Auch Dr. Samuel behandelt diese Art von Kranken. Er stülpt das Augenlid um und brennt die Wucherungen wilden Fleisches an der Innenseite des Lides mit glühender Kohle weg. Da aber diese Operation leicht das innere Auge in Gefahr bringt, so erfand der originelle Samo ein anderes Instrument, als die glühende Kohle. Er machte an den braunroten, grossen Pferdefliegen die Beobachtung, dass sie sehr schwer vom Pferde wegzunehmen waren. Deshalb untersuchte er eine solche Fliege genau. Da fand er, dass sie an den Beinen vorn ganz spitze harte Häkchen habe, und mit diesen sich an dem Tiere so festhalte, dass man sie kaum fortnehmen kann. Sollte Dr. Samo diese wissenschaftliche Beobachtung nicht für seine Praxis verwerten können? Richtig, seit er diese Beobachtung gemacht, braucht er die glühenden Kohlen zur Wegbrennung der Wucherung bei Trachom selten mehr, er nimmt jetzt eine Pferdefliege und kratzt mit deren harten, spitzen Hakbeinen die Wucherungen weg. Das ist nun Dr. Samos Trachomoperation.

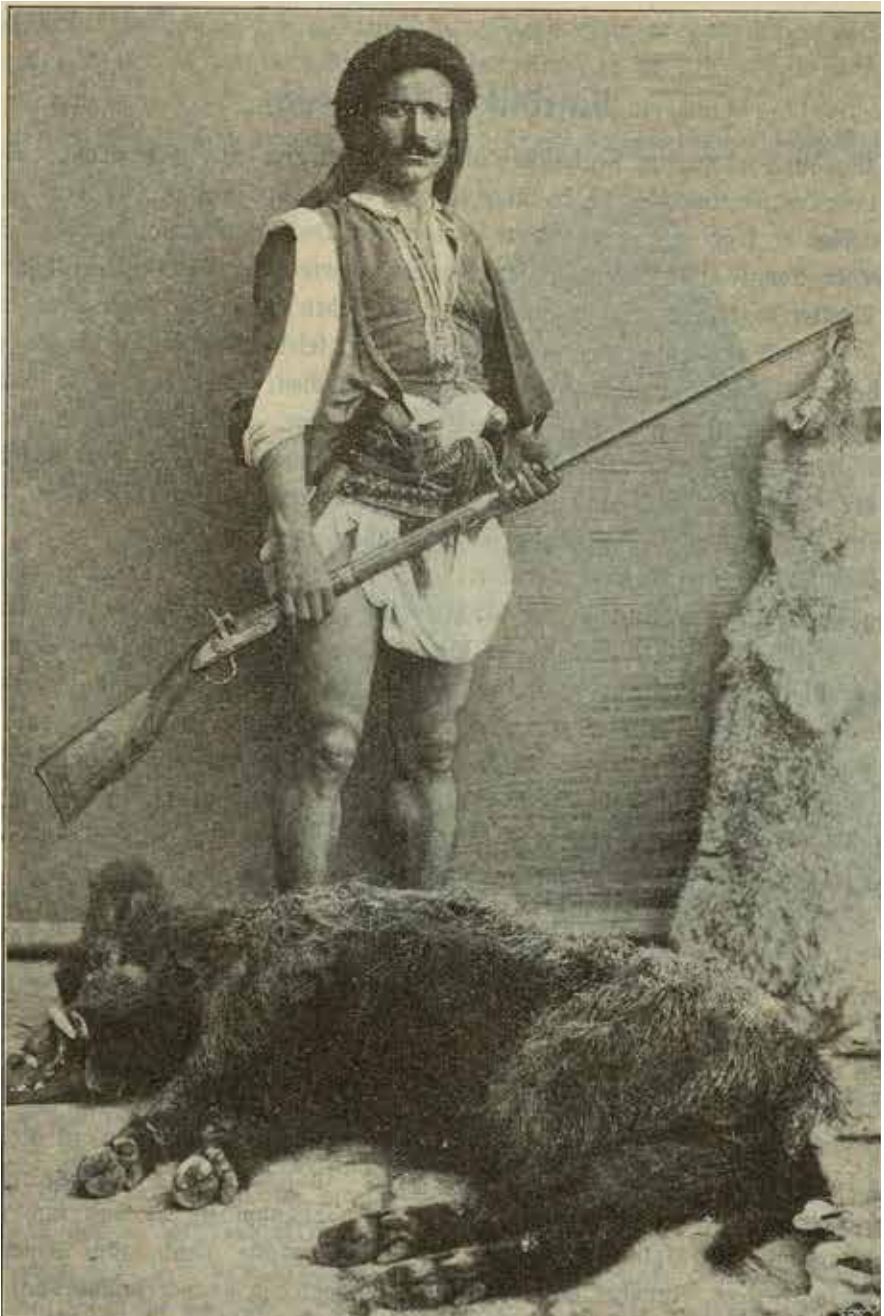
In Blatternzeiten impft Dr. S. auch ganze Dörfer, männiglich gross und klein. Doch hat er hierzu keinen Impfstoff aus dem Impfinstitut in Lausanne. Nein, seinen Impfstoff liefert ihm noch der Blatternerkrankte selbst. Ob nun der Kranke, dem er den Stoff zur Impfung eines ganzen Dorfes entnimmt, auch wirklich sonst mit keinem Übel behaftet ist, das kümmert ihn nicht, weil er ja nur die Blattern impfen will. Dass natürlich auf solche Weise nicht nur ein ganzes Dorf erst recht blatternkrank wird, sondern auch leicht manche andere Krankheit verschleppt werden kann, ist sehr begreiflich.

Eine grosse Tätigkeit entfaltet Dr. Samo in Behandlung frischer Wunden, welche von Messer, Lanze oder von einem Schuss herrühren. Seine frühere Behandlung frischer Wunden war folgende. Nehmen wir an, es sei eine Schusswunde im Oberschenkel. Schnell wird ein Loch in die Erde gegraben und darin ein Feuer gemacht. Sobald das Feuer verbrannt ist und nur noch ein Häufchen glühender Asche im Loch zurückgeblieben ist, wird der Kranke über das Loch gelegt, so dass die Wunde genau über dem Loche liegt. Einige handfeste Kurden sorgen dafür, dass der Kranke

nicht entfliehen kann, indem sie sich auf ihn setzen. Nach Verlauf von 10 – 20 Minuten ist die Wunde *pischmisch*, d. h. gekocht. Der Kranke wird jetzt mit ein paar schmutzigen oder auch gewaschenen Lappen verbunden und ins Bett gelegt. Nach einigen Tagen fängt die Brandwunde, denn das ist jetzt aus der Schusswunde und deren Umgebung geworden, an, tüchtig zu eitern. Dies ist der Stolz des Arztes, denn jetzt hat es der Kranke überstanden. Nach Ablauf einiger Wochen ist die Wunde geheilt. Doch seitdem Dr. Samo in unserer Klinik eine andere Art der Wundbehandlung sah, hat er die alte Art verlassen. Er sah, wie wir frische Wunden auswuschen, reinigten und darnach trocken verbanden. „Warum tut ihr so etwas, weshalb reinigt ihr eine frische Wunde? Wir Kurdenärzte hüteten uns bisher wohl, Wasser mit einer Wunde in Berührung zu bringen“, sagte der Kurdenarzt. Unsere Antwort leuchtete ihm ein. Seither hat er seine alte martialische Wundbehandlung verlassen und wird jetzt ohne Zweifel mehr Erfolg und mehr Dank von den Kurden ernten.

In einem kleinen Büchlein führt Dr. Samo ungewöhnlich lange, mit grossen Zangen am Kopfe versehene Ameisen mit sich. Wozu? Weil er kein chirurgisches Instrument zum Fassen einer offenen Blutader besitzt. Ein solches Instrument ersetzen ihm die Ameisen. Dies geschieht auf folgende einfache Weise. Sobald eine Ader zu spritzen beginnt, wird eine Ameise an die spritzende Stelle befördert. Diese greift sogleich mit ihren beiden Zangen zu und schliesst auf diese Weise die Ader. Nach etlichen Minuten wird die Ameise weggenommen, da sie sich aber mit ihren Zangen festgeklemmt hat, so trennt sich der Rumpf vom Kopfe, und letzterer bleibt als permanenter Verschluss an der Ader.

Wie lässt sich Dr. Samo von seinen Patienten honorieren? Ganz in einer Weise, die den Kurden zusagt. Kommen doch heute noch oft Kurden in unsere Klinik mit einem heil- oder unheilbaren Leiden und verlangen, dass der Herr Doktor sie für eine abzumachende Summe heilen solle. Würde die Kur nicht gelingen, so sollte der Kranke gar nichts für die Medikamente und Mühe des Arztes bezahlen. Gelänge die Kur, so würde der Kranke bezahlen. Auf Grund solcher Abmachungen behandelt Dr. Samo seine Kurden. An Zahlungs Statt nimmt er oft Weizen an, den er, wenn er genug Vorräte hat, wieder nach der Stadt verkauft.



*Dr. Samo, der Kurdenarzt*



In freien Stunden geht uns Dr. Samo auch auf die Jagd, worauf er sich nicht weniger als auf die ärztliche Kunst versteht. Hat er sich doch letztes Jahr den Dank eines ganzen Kurdendorfes damit erworben, dass er einen schädlichen Feind, der sogar schon Menschen anfiel, einen grossen, fürchterlichen Eber, mit eigener Lebensgefahr kühn erlegte.

Soviel über den Kurdenarzt Dr. Samo, der für seine Kranken lebt und webt und also ein Liebling des Kurdistan geworden ist. Wir wünschten ihm nur, er hätte sich durch den Besuch einer medizinischen Schule noch mehr ärztliche Kenntnisse erwerben können, und deshalb auch ein türkisches Diplom. Auch wünschen wir ihm ein tapferes, evangelisches Christenherz, dass jederzeit unter den Kurden ein lebendiges Zeugnis für Christus mit Wort und Tat ablegte. Dann wäre er ein Mann, wie wir noch viele unserem Kurdistan wünschten, damit durch solche Missionsärzte das Licht christlicher Liebe unter den Kurden aufleuchtete.

## Dunkle Stunden

Februarheft 1906

Es war die Zeit der furchtbaren Massakres unter den armenischen Christen im türkischen Reiche. Die Hinschlachtungen hatten schon längst begonnen. Heute kam diese Stadt, morgen jener Landesteil an die Reihe. Wer malt die bangen Stunden und Zeiten aus, die jede armenische Gemeinde, jedes Haus und jedes Herz zu erleben hatte? Angstvoll klammert sich das Weib an ihren Mann, kein Wort kann sie sprechen, aber namenlose Furcht erfüllt ihr Herz. Stumm wendet der Mann seinen Blick ab von dem zitternden Weibe und der unruhigen Kinderschar, schaut nach Oben und bittet um Erbarmen und Hilfe in dieser finsternen Stunde. „Morgen soll es hier losgehen“, so heisst es in der Stadt.

In der Nacht, welche diesem Morgen voraus ging, suchte man Verstecke auf. Viele Männer brachten Weib und Kinder in die geräumige Kirche, hoffend, dass es Gott nicht zulassen werde, dass der Feind das Heiligtum betrete und darin eine Zerstörung anrichte. Andere Männer suchten Verstecke auf in Keller und Haus. Fenster und Eingänge wurden zugemauert. In einem grossen Hause, in dem viele Familien wohnten, schlossen sich sämtliche Insassen in einem fensterlosen Raume ein. Einzig die alte Mutter fand, dass sie nichts zu verlieren, aber die Seligkeit des Himmels zu gewinnen hätte, falls feindliche Kugeln oder Messer ihren müden Leib niederstreckten. Sie beschloss, die Hüterin des grossen Hauses zu sein. Bei der Vermauerung des Eingangs in den genannten Raum legte sie selbst mit Hand an. Als die Mauer fertig war, verbrannte sie vor derselben einen Haufen Heu, um der neuen Mauer ein altes Aussehen zu geben. Die Eingeschlossenen – es waren so viele, als auf dem Boden sitzend Platz hatten – hatten einen Haufen dürrer Süssholzwurzeln mitgenommen. Diese wollten sie anzünden, wenn die Feinde die Mauer erbrechen sollten – denn lieber den Flammen- oder den Erstickungstod sterben, als in die grausamen Hände der Muslim fallen – so wurde abgemacht.

Am folgenden Morgen kündeten Schüsse und wildes Geschrei, auch das dem Pferdewiehern ähnliche Geschrei der muhammedanischen Frauen, mit dem sie in Zeiten des Kampfes die Männer anfeuerten, an, dass die Todesstunde für so viele armenische Christen geschlagen habe. Welch Entsetzen für die wehrlosen Scharen!

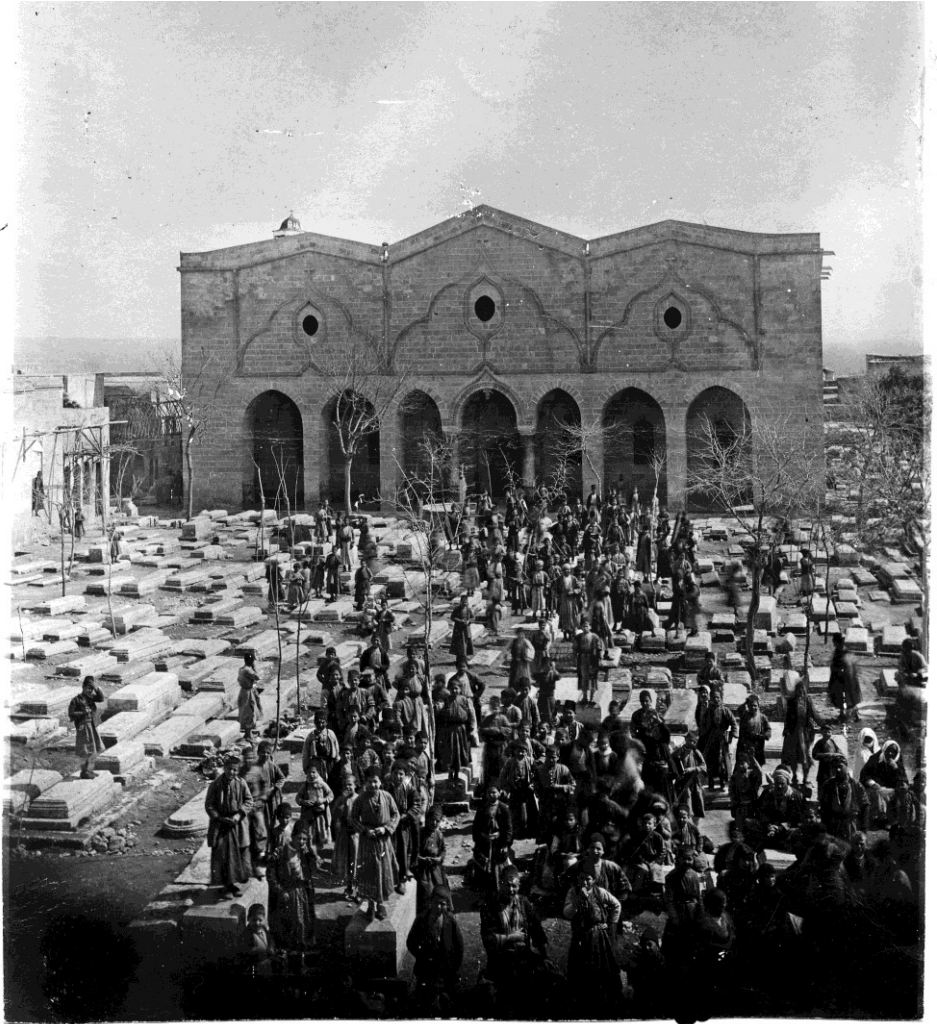
Die treue Mutter in jenem Hause hütete betend ihr Haus. Auch die Eingemauerten beteten, seufzten und suchten Trost im *surp kirk*, dem Bibelbuche. Am ersten Tage nahte sich niemand dem Hause, aber gegen

Abend merkte man, dass das Geschrei und die Schüsse näher kamen. Die Nacht hindurch ruhte das Mordgeschäft. Bis zum Wahnsinn sich steigernde Klagerufe junger Witwen und um ihre Söhne trauernde Mütter, lautes Wehgeschrei der Waisen gewordenen Kinder, vermischt mit dem schmerzlichen Stöhnen und *aman*-Rufen der Sterbenden, erfüllte die Luft, während die Nacht über der dunklen Stadt lagerte.

Noch ehe die Morgensonne leuchtete, hörte man schon wieder Gewehrschüsse. Schwere Axtschläge erdröhnten, die die verschlossenen Haustüren in Stücke zertrümmerten. Von neuem erscholl das Anfeuerungsgeschrei der nach Blut dürstenden, muslimischen Weiber. Mordend und raubend drangen die wilden, blutdürstigen Horden in jedes Haus, das gestern der Kürze der Zeit wegen unbesucht bleiben musste. Alle Männer, die sie in den Häusern finden konnten, wurden ohne Gnade niedergemacht. Auch unser Haus mit der wartenden Mutter bekam heute den schrecklichen Besuch; aber erst gegen Mittag drangen die blutbespritzten Gesellen ein. Jeder Winkel des Hauses wurde durchsucht. Als sich keine Männer vorfanden, begannen sie fluchend mit Beilen das Holzgetäfel der Zimmer wegzureissen, ob sich nicht etwa dahinter Geld oder Gold befände. Jetzt waren sie im Nebenraume des eingemauerten Zimmers an ihrem Raub und Zerstörungswerk. Die Eingeschlossenen hielten ihren Atem an. Man hörte die Herzen klopfen. Da begann ein Säugling, den sie in ihrer Mitte hatten, zu schreien. „Grosser Gott, jetzt wird uns dies Kind verraten! Töte es“, flüsterte man dem Vater des Kindes zu. „O ich kann nicht! Tue du es“, sagte der Vater, das Kind, dem er die Hand schon auf den Mund gelegt hatte, seinem Bruder hinhaltend. Ach, es war keine Zeit zu verlieren. Tod des Einen oder Tod unser aller – – –. So packte denn der Angeredete mit festem Griff das Kind beim Halse, kein Laut mehr – ein Zappeln – ein Sichwinden nur – – und als es schon lange tot war, warf der selbst einem Toten ähnliche Bruder den Leichnam von sich. Er fühlte, dass er zum Mörder geworden war. Als aber die Feinde abgezogen waren, dankten ihm alle Insassen des dunklen Raumes für ihre Rettung. Besser das Kind tot, als wir Männer alle, und besser ein Kind verloren, denn unsere Weiber alle in den türkischen Harems, dachten sie.

Der alten Mutter, der Hüterin des Hauses, war nichts geschehen. Die Mord- und Raubbande war mit ihrer Beute abgezogen. Die treue Seele sprach den Eingekerkerten Mut zu. Im Laufe des Nachmittags erfüllte die ganze Stadt ein Brandgeruch. Weithin hörbar war das Wehgeschrei Tausender von Männern, Frauen und Kindern, die in der Kirche ihre Zuflucht gesucht hatten – aber jetzt in diesen Nachmittagsstunden den Flammentod starben oder vom Rauch erst erstickten und nachher

verbrannten. Die Feinde hatten das Heiligtum betreten. Als ihnen das Morden mit den Waffen zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen schien, begossen sie die wie Schlachtschafe zusammengepferchte Christenmenge mit Petroleum und zündeten sie an, wie man einen Haufen Holz anzündet.



*Die Kathedrale in Urfa*

Die Mutter hört das Wehgeschrei, riecht aber den Brandgeruch. Woher das wohl kommt? Sie steigt auf das ebene Dach. Da sieht sie die Rauchwol-

ken aus der Kirche aufsteigen. Das Blut stockt ihr in den Adern – das Herz droht zu brechen – und die grauen Haare der alten Mutter werden weiss – als sie weiss, woher das tosende Wehgeschrei kommt. „O barmherziger Gott, warum hast du uns geboren werden lassen? O ihr Hügel fallet über uns, und ihr Berge, decket uns“ betet sie in unsäglichlicher Angst.

Es war Nacht geworden, was Messer und Schwert nur in einem Tage hätten tun können, hatte das Feuer in wenigen Stunden vermocht. Mehrere Tausende von armen Menschen jeglichen Geschlechtes waren getötet. Die Nacht war stiller als die vorhergehende. Die noch Übriggebliebenen hatten keine Kräfte mehr, ihrem seelischen und körperlichen Schmerze durch lautes Wehgeschrei Luft zu machen. Wird das Morden morgen weitergehen? war die kaum mehr Furcht erregende Frage der noch Lebenden. Die Meisten begannen jetzt den Tod dem Leben vorzuziehen. Auch einige unserer Eingeschlossenen dachten so. Aber sie wollten lieber durchs Schwert umkommen, als dem anderen Tode zu verfallen, der sie schon mit festem Arme umschlungen hielt.

Es drohte ihnen nämlich der Tod durch langsames Ersticken. Die Luft des Zimmers war von den vielen Ausdünstungen etc. entsetzlich schlecht geworden. Schon waren einige in Bewusstlosigkeit gesunken, andere verlangten nach Luft. „Aufmachen!“ hiess es. Auf die Gefahr hin, doch in die Hände der Mörder zu fallen, wurde die Mauer aufgerissen. Als der Morgen angebrochen war, verkündeten Herolde, dass, wer jetzt noch lebe, gerettet sei, das Morden solle ein Ende haben. Noch traute keiner der Überlebenden diesem Rufe, doch war es so. Von höherer Seite war Befehl erteilt, und das Morden hatte ein Ende.

Eine andere Geschichte. Aus einem Hause waren alle Männer in andere Häuser geflohen, und nur einige Weiber waren mit ihren Kindern zurückgeblieben. Drohten doch den Weibern weniger Gefahren als den Männern. Nun war unter diesen auch ein zwölfjähriger Knabe, Pedros mit Namen, zurückgeblieben. Schon hörte man die Schüsse aus dem Nachbarhause. Was sollte Pedros tun? Ihm war der Tod sicher. Er kleidete sich schnell in die Kleider einer jungen Frau. Ein Kindlein, das eine mit ihrem Manne geflohene Frau im Hofe liegen gelassen hatte, nahm Pedros an seine Brust. Die Horden drangen in das Haus ein und fahndeten nach Männern. In Pedros konnten sie keinen Knaben vermuten, sondern sahen in ihm nur ein junges, bildhübsches Weib mit einem Säugling. Die lüsternen Augen eines Türken hatten sich schon auf ihn gerichtet und er redete ihn an. „Dein Mann ist tot, du bist jung und hübsch, komm in

meinen Harem, du sollst es bei mir gut haben.“ Pedros floh in die Küche mit seinem Kinde. Dort musste in einer Flasche dunkle Farbe sein, diese wollte er nehmen und damit sein Gesicht bestreichen, damit seine jugendliche Schöne den Türken nicht auffalle. Aber seine Augen waren verweint und in der Eile nahm er die unrichtige Flasche, in der sich Salzsäure befand. Er merkte es zu spät. O wie die Hände und das Gesicht brannten und natürlich nur noch röter wurden. Da griff er nach einer Pfanne, mit derem Russ es ihm gelang, seine natürliche Schönheit zu verdecken. Die Horden waren inzwischen abgezogen, um anderen, nachfolgenden Platz zu machen. Diese kamen bald und trieben Frauen und Kinder in die Moscheen, wo sie warten konnten bis das Unglück vorüber gegangen war. Zwei Tage später konnten alle wieder ihre Häuser aufsuchen. Man schleppte eben die Toten an Seilen, die um ihre Füße gebunden waren, durch die Strassen, um sie über die Stadtmauer zu werfen, wo man sie verscharrte. Da zogen sie einen nahen Verwandten des Pedros durch die Strasse. Pedros erkannte ihn. Der Mann war aber noch nicht ganz tot, sondern nur bewusstlos. Von Zeit zu Zeit stöhnte er noch. Da hielt der Ziehende inne, nahm einen grossen Stein und warf ihn dem Halbtoten an den Schädel mit den Worten: „Stirb doch einmal!“ Pedros schrie laut vor Entsetzen. –

Es sind nun 10 Jahre seit jenen schrecklichen Tagen verflossen. Die Zeit hat manchen Schmerz vergessen gemacht, „aber“, sagt Pedros, „unvergesslich und schrecklich bleibt mir bis ans Lebensende der Anblick jener Stunde.“

Es sei genug mit diesen Bildern aus schrecklicher Zeit.

Wer hörte gerne davon? Warum sie wieder aufsteigen lassen aus der Vergangenheit? – Warum? – Es ist vielleicht nicht unnötig, von Zeit zu Zeit sich wieder vorzuhalten, wie ernst die Stunden waren, die die Sendboten der Christenheit in den muhammedanischen Orient riefen. Sollen sie wieder fortgehen, ehe noch kaum die äusseren Folgen jenes Elends beseitigt sind? Aber sie werden beseitigt werden in nicht zu langer Zeit. –

Sollen sie wieder fortgehen, ehe das Licht des Evangeliums aufgegangen ist in den verfinsterten Herzen jener Völker, die damals ihr Mordwerk trieben? Dann hätte man vernünftigerweise auch das Hilfswerk bleiben lassen sollen. Denn immer werden solche Zeiten wiederkehren, bis Christi Liebe auch hier gesiegt hat. –

Nicht Kraut, nicht Pflaster, nicht Geld, nicht Pflege heilt auch hier den Schaden, sondern allein das Wort des Evangeliums, das alles heilet.



